



Universität Hamburg  
DER FORSCHUNG | DER LEHRE | DER BILDUNG

Rouven Reinke

**Das Wissenschaftsverständnis der  
Volkswirtschaftslehre in der Kritik:  
Implikationen für die Vision einer  
Pluralen Ökonomik**

---

ZÖSS

ZENTRUM FÜR ÖKONOMISCHE  
UND SOZIOLOGISCHE STUDIEN

ZÖSS-Discussion Papers

ISSN 1868-4947/79

Discussion Papers

Hamburg 2020

# **Das Wissenschaftsverständnis der Volkswirtschaftslehre in der Kritik: Implikationen für die Vision einer Pluralen Ökonomik**

Rouven Reinke

Discussion Paper  
ISSN 1868-4947/79  
Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien  
Universität Hamburg  
Dezember 2020\*

---

\* Leicht korrigierte Version vom Oktober 2020

**Impressum:**

Die Discussion Papers werden vom Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien veröffentlicht. Sie umfassen Beiträge von am Fachbereich Sozialökonomie Lehrenden, Nachwuchswissenschaftler\*innen sowie Gast-Referent\*innen zu transdisziplinären Fragestellungen.

## **Zusammenfassung:**

*Die Kritik am ökonomischen Mainstream offenbart eine bisher nicht weit genug gehende Auseinandersetzung mit dem Wissenschaftsverständnis der modernen Volkswirtschaftslehre. Dabei erfüllt die Ökonomik die wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Anforderungen ihres eigenen Wissenschaftsverständnisses nur unzureichend. So können weder die ontologische Struktur des Untersuchungsgegenstandes noch das methodologische Demarkationsverfahren aufzeigen, was als wissenschaftliche Wahrheit betrachtet werden kann. Daher müssen die bisherigen Forderungen der „Pluralen Ökonomik“ über einen Theorie- und Methodenpluralismus hinausgehen. Neben einem Paradigmenpluralismus werden in diesem Zusammenhang zudem eine pragmatische sowie radikale Form eines methodologischen Pluralismus zur Debatte gestellt.*

**Schlüsselwörter:** Pluralismus, Wissenschaftsverständnis, Mainstream, Methodologie

**JEL Klassifikation:** A 12, A 13, B 40, B 41

## 1. Einleitung

Kritik an der Volkswirtschaftslehre (VWL) scheint, beginnend mit Karl Marx und John Maynard Keynes, zu einem konstanten Begleiter der ökonomischen Disziplin zu gehören. Während diese Kritik im deutschsprachigen Raum im Zuge der gesellschaftspolitischen Öffnung der Universitäten durch heterodoxe Besetzungen von Lehrstühlen zumindest temporär Widerhall gefunden hat, ist seitdem eine immer stärker werdende Dominanz des Mainstreams in Forschung und Lehre und eine gleichzeitige Marginalisierung kritischer Ansätze zu beobachten (Vgl. hier z.B. Heise et al. 2017). Zwar sind mit der Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik („Memo-Gruppe“) und dem Arbeitskreis „Politische Ökonomie“ (AK PolÖK) institutionelle Sprachrohre einer heterodoxen Ökonomik entstanden, ein sicht- und hörbares Gegengewicht zum Mainstream<sup>2</sup> konnte sich dadurch allerdings nicht etablieren.

Erst durch die „post-autistische“ Bewegung französischer Studierender und Nachwuchswissenschaftler zu Beginn der 2000er-Jahre scheint die Debatte um den Zustand der VWL neuen Schwung erhalten zu haben. Auch im deutschsprachigen Raum hat die kritische Auseinandersetzung mit dem ökonomischen Mainstream in Form des „Netzwerks Plurale Ökonomik“ einen neuen institutionellen Raum gefunden. Dabei richtet sich die Kritik des Netzwerks insbesondere gegen die Dominanz des neoklassischen Mainstreams. Damit ist allerdings auch eine dezidierte Forderung nach einer Neugestaltung der Disziplin verbunden. So wird neben einem theoretischen und methodischen Pluralismus auch eine starke Integration interdisziplinärer Ansätze in die Lehre sowie eine didaktische Modernisierung mit reflexiven und wissenschaftstheoretischen Elementen gefordert (Vgl. International Student Initiative for Pluralism in Economics 2014; Netzwerk Plurale Ökonomik 2012, 2020). Von heterodoxen Ökonomen ist in der kritischen Debatte zur Verfasstheit der ökonomischen Disziplin auf der einen Seite eine grundsätzliche Ablehnung der gesamten Standardökonomik sowie die damit einhergehende Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Revolution im Sinne Thomas Kuhns (Vgl. Davidson 2004) zu vernehmen. Auf der anderen Seite wird die Forderung nach einem paradigmatischen Pluralismus vorgetragen, der die Konkurrenz inkompatibler und inkommensurabler Forschungsprogramme (Lakatos 1974a, 1974b) bzw. Denkstile (Fleck 1980) explizit beinhaltet (Vgl. Dobusch und Kapeller 2012; Heise 2018).

---

<sup>2</sup> Unter dem Mainstream sind die neoklassische Orthodoxie sowie die *axiomatischen Dissenters* wie etwa die Verhaltensökonomik zusammengefasst, da diese die ontologisch-heuristische Grundlage des Walras-Gesetzes teilen und damit als das Mainstream-Paradigma fungieren (Vgl. Heise 2017b; Heise et al. 2017).

Die Vorschläge des Netzwerks bleiben, ähnlich wie jene von Ehnts und Zeddies (2016), allerdings dahingehend offen, wie der geforderte inter- und transdisziplinäre Austausch umgesetzt werden soll. Zwar ist die als ökonomischer Imperialismus bezeichnete Verallgemeinerung des ökonomischen Handlungsmodells auf soziale Phänomene damit wohl kaum gemeint, gleichwohl ist unklar, ob aber lediglich eine Inklusion soziologischer und psychologischer Ergebnisse in die ökonomische Erkenntnisphäre gemeint ist, oder ob vielmehr eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der Arbeitsweise und dem Erkenntnisprozess der übrigen Sozialwissenschaften insinuiert wird. Dabei offenbaren die Forderungen ganz allgemein eine bisher nicht weit genug gehende Auseinandersetzung mit dem allgemeinen Wissenschaftsverständnis der eigenen Disziplin. Wenn beispielsweise Theoriepluralismus gefordert wird, ist zunächst danach zu fragen, was eine ökonomische Theorie denn überhaupt darstellen soll, und ob sie beispielsweise einem allgemeingültigen Wahrheitsanspruch folgt. Auch die Forderung nach einem Methodenpluralismus benötigt ganz grundsätzlich die methodologische Einrahmung der verwendeten Methodik („Was soll mittels der Methoden gezeigt werden?“). Ohne die erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundlagen der VWL näher betrachtet zu haben, können die skizzierten Fragen allerdings nicht abschließend beantwortet werden. Die Forderungen nach einer Pluralisierung der Wirtschaftswissenschaften bleiben dann im luftleeren Raum stecken, sodass sie im innerdisziplinären Diskurs nur eingeschränkt Wirkung erzielen können. Hier unterstreicht die Aussage von Rüdiger Bachmann (2017), „ein großes Fragezeichen hinter die Darstellung der Ökonomik als ein monolithisches und starr-statisches Gebilde setzen [zu wollen]“ (ebd., S.843), dass es nicht reicht, schlicht auf einen Theorie- und Methodenpluralismus zu drängen, da die VWL – wie von Bachmann an gleicher Stelle unterstellt – durchaus ein gewisses Maß an methodischer und theoretischer Vielfalt aufweist (Vgl. hier z.B. Heise 2016).

Die Vision einer Pluralen Ökonomik ist daher viel stärker mit erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundlagen zu untermalen, um nicht direkt dem Widerruf zu provozieren, dass die VWL in ihrer Ausrichtung bereits plural ist. Eine stärkere Auseinandersetzung mit den wissenschaftstheoretischen Grundlagen der eigenen Disziplin ist ferner auch notwendig, um dem Vorwurf entgegenzuwirken, lediglich eine „ideologische“ und politisch motivierte Kritik an der ökonomischen Disziplin zu betreiben. Johannes Becker bemerkt in diesem Zusammenhang etwa, dass „die Wissenschaftskritik zunehmend mit anderweitiger politischer Programmatik angereichert [wird]“ (Becker 2017, S. 838). An dieses weitverbreitete Missverständnis anknüpfend befasst sich der vorliegende Beitrag ganz gezielt mit dem

Wissenschaftsverständnis der (Mainstream-)VWL. Dabei werden vier Säulen des Wissenschaftsverständnisses identifiziert und auf ihre Übertragbarkeit auf den wirtschaftswissenschaftlichen Beobachtungsgegenstand beleuchtet. Im Anschluss daran werden die Implikationen und möglichen Ausrichtungen des Netzwerkes sowie ganz allgemein *einer Pluralen Ökonomik* diskutiert. Die vorgeschlagenen Ausrichtungen werden dann mit den sich daraus ergebenden Pluralismus-Forderungen untermauert.

## **2. Das Wissenschaftsverständnis der (Mainstream-) VWL**

Das Wissenschaftsverständnis der VWL ist zunächst eng an die Entstehungsgeschichte der VWL geknüpft. Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war die VWL Teil der multidisziplinären Staatswissenschaften, sodass die heutige Trennung zwischen den Wirtschaftswissenschaften, der Soziologie oder der Politikwissenschaft bis zu diesem Zeitpunkt schlichtweg nicht vorzunehmen war. Gleichwohl sind der VWL aus heutiger Perspektive die Neoklassik sowie die „historische Schule“ zuzuordnen. War letztere von einem Wissenschaftsverständnis geprägt, das auf „historisch-geopolitisch gebunden[es] „Verstehen“ spezifischer gesellschaftlicher Entwicklungen und eine[r] von Werturteilen geprägte[n], politische[n] Einflussnahme“ basiert (Heise 2016, S. 7), definiert sich die Neoklassik bis heute als eine wertneutrale und erklärende Theorieschule. Zu einer erheblichen Veränderung innerhalb der Staatswissenschaften kam es im Zuge des sogenannten Methodenstreites. Dieser wird in der dogmengeschichtlichen Literatur häufig anhand der Konfrontation zwischen deduktiver und empirisch-induktiver Forschungsausrichtungen beleuchtet (Vgl. Backhaus und Hansen 2000). Gleichzeitig wird allerdings auch argumentiert, dass der Methodenstreit weniger in der Methodik, sondern vielmehr im Wissenschaftsverständnis der entstehenden VWL begründet gewesen ist. So löste sich die VWL nach dem Vorbild der Naturwissenschaften als eine erklärende Ökonomik von den übrigen verstehenden Sozialwissenschaften ab (Heise 2016, S. 7f.). Die somit entstehende *strukturierende Grenze* innerhalb der Sozialwissenschaften manifestierte sich – resultierend aus dem Vorschlag von Talcott Parsons (1935) zur analytischen Trennung von Wirtschaftswissenschaften und Soziologie – in der inhaltlichen Entkopplung von Wirtschaft und Gesellschaft. Die Kernaufgabe der Wirtschaftswissenschaften bestand demzufolge in der objektiven Beschreibung und Erklärung von ökonomischen Vorgängen im Sinne einer Zweck-Mittel-Beziehung unter Knappheitsbedingungen, während die Soziologie lediglich als Ergänzung um den Wertfaktor agieren sollte (Vgl. z.B. Beckert et al. 2007). Heise et al. (2017)

beschreiben hier treffend: „Wer sein wissenschaftliches Tun als jeweils zeit- und ortsgebundenes „Verstehen“ begriff, fand sich in der (Wirtschafts-)Soziologie wieder, wer hingegen auf der Suche nach allgemeingültigen Wahrheiten und Erkenntnissen in ökonomischen Interaktionen war, wurde Ökonom“ (ebd., S. 43). In diesem Verständnis fungierte die VWL fortan als „a body of systematized knowledge concerning what is“ (Keynes 1891, S. 34) ohne normative Urteile in die eigene Perspektive einfließen zu lassen. Damit trat auch der von Carl Menger formulierte Anspruch nach einem Verständnis von allgemeingültigen Naturgesetzmäßigkeiten der Ökonomik in das Zentrum der Wissenschaft.

Die sich hier vollziehende Entwicklung der VWL und ihres Wissenschaftsverständnis wurde im weiteren Verlauf insbesondere durch die Arbeiten Milton Friedmans und Karl Poppers bestimmt. Während Kirchgässner (2015) sowie Hirte und Thieme (2013) argumentieren, dass sich viele Ökonomen zum Kritischen Rationalismus bekennen bzw. dessen Grundverständnis folgen, sieht Hausman (1994) die Grundlage moderner ökonomischer Wissenschaft eher in Friedmans Positivismusverständnis. Dessen Aufsatz „The Methodology of Positive Economics“ ist demnach die wirkmächtigste Schrift ökonomischer Wissenschaftsgrundlagen, da sie die einzige Schrift über Methodologie ist – so Hausmann – die eine große Anzahl moderner Ökonomen tatsächlich gelesen hat (Hausman 1994, S. 217ff.). Zunächst sind die Überlegungen des Kritischen Rationalismus für die Ökonomik aus zwei Gesichtspunkten prägend. Erstens wird im Sinne des Realismus grundsätzlich von einer objektiven, erkennbaren Wirklichkeit ausgegangen, in der Regelmäßigkeiten zu beobachten sind. Methodologisch liefert in diesem Kontext die theoretische Deduktion intersubjektiv nachvollziehbare und konsistent zurückführbare analytische Urteile a priori, die anschließend aber mit der sinnlich erfahrbaren Wirklichkeit abgeglichen werden müssen. Denn eine Ableitung von Erkenntnissen a priori ist zur Etablierung von Wissen nicht möglich, sodass es einer Überprüfung a posteriori bedarf. Allerdings folgt daraus nicht, dass die jeweilige Theorie durch Induktion zu beweisen ist. Vielmehr fordert die wissenschaftstheoretische Position des Kritischen Rationalismus die Falsifizierbarkeit von Theorien, indem diese durch Experimente und Beobachtungen widerlegbar sind. Deduktion und Induktion sind dabei aber keine komplementären Elemente der Wahrheitsfindung. Aufgrund des Induktionsproblems reicht sinnliche Erfahrung zur Etablierung objektiver Erkenntnis nicht aus. Bei der Induktion handelt sich also um kein Beweisverfahren, sodass Schlüsse nur rein deduktiv gezogen werden können. Im Sinne des Fallibilismus bedeutet eine Bestätigung der Ergebnisse, dass sich diese nicht als falsch herausgestellt haben.

Aus diesen wissenschaftstheoretischen Überlegungen lässt sich sowohl für eher deduktiv als auch für stärker induktiv arbeitende Wirtschaftswissenschaftler eine solide Grundlage für ihre jeweilige Ausrichtung ableiten. Gemäß deduktiver Forschungstradition bietet der Kritische Rationalismus auf Grund der erkenntnistheoretischen Priorisierung deduktiven Vorgehens eine wissenschaftstheoretische Begründung für die Überlegenheit einer axiomatisch und streng deduktiv verfahrenen, reinen Theorie zur Etablierung ökonomischer Gesetze. Dabei würden aber so verfahrenende Ökonomen wohl kaum noch behaupten, dass sich die eigene Theorie trotz der deduktiven Stringenz nicht auch einer empirischen Überprüfung stellen muss. Lawson (1997) formuliert hier treffend, dass „the noted perspective on laws is usually associated with the principle that such laws are to assessed (confirmed, corroborated, falsified, tested) by their instances“ (ebd., S. 37). Ergo gilt für empirisch arbeitende Ökonomen, ein theoretisch entwickeltes Modell empirisch zu prüfen und dabei „die Parameter der entsprechenden Gleichungen mit Hilfe statistischer Verfahren zu schätzen und [...] statistische Tests durchzuführen (Kirchgässner 2015, S. 212). Grundsätzliche Parallelen zum „Trial and Error“-Verfahren des Kritischen Rationalismus sind dabei also unverkennbar.

Allerdings findet die Falsifikation in der individuellen Praxis der meisten Wissenschaftler keine wirkliche Anwendung. Im Sinne von Lakatos (1974b) wird vielfach eher ein naiver und weniger ein raffinierter Falsifikationismus vertreten. Demnach folgen Ökonomen der Annahme, dass Existenzaussagen endgültig verifizierbar und Allaussagen endgültig falsifizierbar sind. Blaug (1980) weist daraufhin, dass die wissenschaftliche Realität eher durch den Versuch der Bestätigung, als in der Widerlegung von Erkenntnissen und Theorien gekennzeichnet ist. Theoretische Modelle werden in diesem Sinne weniger getestet, als vielmehr angewendet (Backhouse und Cherrier 2014, S. 5). An dieser Stelle wird deutlich, dass der Kritische Rationalismus in der modernen VWL nur bedingt eine konsistente Anwendung findet. Einerseits „hat wohl kaum ein Wissenschaftler ein Interesse daran, seine eigenen Hypothesen und Theorien zu widerlegen“ (Kirchgässner 2015, S. 213) und damit die Aussagekraft seiner deduktiven Modelle in Frage zu stellen. Andererseits offenbart die Ökonomik auch den Anspruch, „that theories should be testable; that a useful means of testing is to compare the predictions of a theory with reality; that predictive adequacy is often the most important characteristic a theory can possess; and that the relative ordering of theories should be determined by the strength of confirmation“ (Caldwell 1982, S. 124).

Eben jener Anspruch, der eine Abgrenzung zum Falsifikationismus des Kritischen Rationalismus darstellt, lässt sich mit den Überlegungen von Friedman (1953) in Einklang bringen. Demnach handelt es sich bei der VWL um eine positive Wissenschaft, die unabhängig ist von „particular ethical position or normative judgments“ (ebd., S. 4). „Its task is to provide a system of generalizations that can be used to make correct predictions about the consequences of any change in circumstances“ (ebd.). Wirtschaft wird als ein vorgegebener Wirkungszusammenhang begriffen, deren Beziehungen und Abläufe wertfrei zu erklären sind (Thielemann 2019, S. 5). Durch dieses mechanistische Weltbild geht die Ökonomik von einer festen Struktur der Wirtschaft aus, „die erkennbar ist und daher auch für Prognosen verwendet werden kann“ (Roos 2015, S. 384). Friedman (1953) argumentiert, dass Annahmen „are wildly inaccurate descriptive representations of reality, and, in general, the more significant the theory, the more unrealistic the assumptions (in this sense)” (ebd., S. 8). Der hier formulierte Instrumentalismus bestreitet also, dass alle Begriffe und Theorien mit den Tatsachen der Realität korrespondieren müssen. Das Ziel der Wissenschaft liegt vielmehr in der Entwicklung von Theorien, „that yields valid and meaningful [...] predictions about phenomena not yet observed“ (ebd., S. 3). Dabei spielt es eine nachgelagerte Rolle, ob die Vorannahmen einer Hypothese sich tatsächlich als richtig erweisen.<sup>3</sup> Eine Hypothese wird vielmehr daran gemessen, wie viel sie erklären kann und wie wenig dafür benötigt wird.

Zwar zeigt sich mit dem Verweis auf den Kritischen Rationalismus, dass die positive VWL inzwischen zwar als überholt anzusehen ist, gleichwohl sind viele Elemente des Positivismus immer noch in der Arbeitsweise der modernen VWL verankert (Vgl. Hausman 1994). So lässt sich beispielsweise die Neoklassik weder eindeutig dem Realismus noch dem Instrumentalismus zu ordnen. Einerseits setzt sie die Existenz einer beobachtbaren Wirklichkeit voraus, über die in möglichst plausibler Art und Weise sowie empirischer Adäquatheit Wissen generiert werden soll. Andererseits arbeitet sie sehr häufig mit auf stark idealisierten und abstrahierten Axiomen basierenden mathematischen Modellen. Dabei steht dann die Prognosefähigkeit des Modells und die damit verbundene empirische Schlussfolgerung und weniger der Wahrheitsgrad der Axiome im Fokus.

---

<sup>3</sup> An dieser Stelle steht Friedmanns Verständnis in einem paradoxen Verhältnis zur Deduktion Mengers. Dieser postuliert zwar, dass Gesetze keine Entsprechungen in der Realität aufweisen müssen, aber eben auch, dass „theoretische Forschung [...] nicht an der vollen empirischen Wirklichkeit geprüft werden [darf] (Menger 1883, S. 41). Ein strenger Deduktivismus im Sinne Mengers „richtet sich [...] nicht auf von ‚Willkür, Irrthum‘ beeinflusste ‚factische‘, ‚reale‘ Erscheinungen der Wirtschaft“ (Backhaus und Hansen 2000, S. 311), sondern verzichtet gänzlich auf eine empirische Kontrollinstanz. Theorien werden dann nicht an ihrer Erklärungs- und Prognosekraft gemessen. Sie dienen vielmehr als eine Beschreibung des Idealzustandes der Ökonomie, während die empirisch-wahrnehmbare Welt in diesem Sinne ökonomische Naturgesetze verzerrt.

In dieser wissenschaftstheoretischen Gemengelage wird somit eine interessante Verbindung ersichtlich. Dem neoklassischen Mainstream attestiert Krätke (1999) „eine merkwürdige Mixtur von Positivismus [...] und axiomatisch begründeter und streng deduktiv verfahrenender Theorie“ (ebd., o. S.). So besteht in der VWL „nach wie vor – trotz der zunehmenden Bedeutung ökonometrischer Analysen und experimenteller Wirtschaftsforschung – das wichtigste heuristische Verfahren zur Gewinnung neuer Hypothesen und Theorien in der Konstruktion von Modellen“ (Kromphardt 2014, S. 16). Demnach gilt, dass Modelle und ihre “formal logic alone can show whether a particular language is complete and consistent, that is, whether propositions in the language are "right" or "wrong” (Friedman 1953, S. 4). Ein entscheidender Wesenskern der VWL ist somit in ihrer Erkenntnisweise bzw. in ihrer „scientific method“ (Mankiw und Taylor 2014, S. 17) verankert. Mankiw und Taylor (2014)<sup>4</sup> folgern, dass die wissenschaftliche Methode, den Beobachtungsgegenstand Wirtschaft zu studieren, auch auf die Schwerkraft der Erde oder die Entwicklung der Natur anwendbar ist. Der Ausweis von Wissenschaftlichkeit ist daher primär mit dem wissenschaftlichen Verfahren verbunden (Bäuerle 2017, S. 259). Graupe (2013) spricht sogar davon, dass sich „[d]ie Ökonomik [...] gerade nicht durch einen einheitlichen Gegenstand („Wirtschaft“), sondern durch eine einheitliche Denkmethode“ (ebd., S. 144) definiert. Basierend auf dieser engen Parallele zu den Naturwissenschaften argumentieren Mankiw und Taylor (2012), dass zwischen Ökonomen zwar „gewisse Meinungsverschiedenheiten“ (ebd., S. 40) existieren, gleichwohl ist „das Ausmaß der Uneinigkeit nicht über[z]ubetonen“ (ebd.), da sie „in vielen Fällen „einen einmütigen Standpunkt“ (ebd.) vertreten. Samuelson (1955) sieht unter Ökonomen auf Grund der geschilderten Entwicklungen im Wissenschaftsverständnis daher sogar „keine nennenswerten Meinungsverschiedenheiten mehr“ (ebd., S. 6).

Insgesamt ist das Selbstverständnis der (Mainstream-)VWL in dieser Arbeitsweise erkenntnistheoretisch an die Mathematik und die Naturwissenschaften angelegt und basiert dabei auf vier fundamentalen Säulen:

- (1) Sie fußt auf dem Bild der erklärenden und prognostizierenden Wissenschaft,
- (2) unterliegt der Objektivität und Wertfreiheit,
- (3) definiert sich im hohen Maße über ihre wissenschaftliche Methodologie und Methodik und
- (4) erhebt den Anspruch auf eine singuläre Wahrheit und ökonomische Gesetzmäßigkeiten.

---

<sup>4</sup> Die hier zitierten Mankiw und Taylor ebenso wie Samuelson beziehen sich in ihren Standardlehrbüchern begrifflich zwar auf *die* Ökonomik, allerdings ist dieses Vorgehen mit Vorsicht zu genießen, da hier primär auf den (neoklassischen) Mainstream rekurriert wird.

## 2.1 Erklären und Prognostizieren statt Verstehen

Die Kritik an der wissenschaftstheoretischen Konstitution des Mainstreams richtet sich sehr häufig gegen die deduktive Ausrichtung<sup>5</sup> der Disziplin. Allerdings zeigt sich mit Bezug auf Friedman (1953), dass diese Kritik analytisch zu kurz greift, da Vertreter der deduktiven Verfahrensweise insbesondere darauf verweisen, dass Theorien prüfbare Konsequenzen haben müssen. Um diesem erkenntnistheoretischen Anspruch nachkommen zu können, ist eine Kombination aus deduktiv-logischer Ableitung und induktiv-empirischer Erfahrung notwendig. Auch beim Kritischen Rationalismus ist ein solches Demarkationsverfahren zu finden, wobei es sich gemäß Popper bei der Induktion eben um kein Beweisverfahren handelt. Eine rein deduktive Ausrichtung der modernen VWL würde demnach ihrem erkenntnistheoretischen Anspruch widersprechen. Backhouse und Cherrier (2017) verweisen daher auch darauf, dass seit den 1970er-Jahren ein *empirical turn* bzw. ein *applied turn* zu beobachten ist. Mit Blick auf die Arbeit von Kim et al. (2006) zeigt sich in diesem Kontext eine kontinuierliche Entwicklung von einer theoretisch dominierten Wissenschaft zu einer empirisch forschenden Disziplin. Während zu Beginn der 1970er-Jahre noch rund 77% der am meisten zitierten Papiere theoretisch und lediglich 11% empirisch ausgerichtet waren, hat sich die Verteilung zu 60% empirischer Arbeiten und 11% theoretischer Publikationen zum Ende der 1990er-Jahre nahezu umgedreht (ebd., S. 200).<sup>6</sup> Der Bedeutungsgewinn der Empirie wird zudem auch durch diverse Nobelpreise u.a. für Alvin Roth, Daniel Kahneman, Richard Thaler und Reinhard Selten unterstrichen.

Allerdings basiert die gestiegene Sichtbarkeit empirischer Forschungsmethoden auf einem quantitativen Verständnis von Empirie, also einer fast ausschließlichen Verwendung standardisierter Methoden und Statistik. Qualitative Ansätze spielen im ökonomischen Mainstream hingegen eine untergeordnete Rolle (Kruse und Lenger 2013, S. 108). Die Definition qualitativer Forschung ist dabei an die Überlegungen von Ernst von Kardorff angelegt. Dieser sieht den „Ausgangspunkt [qualitativer Forschung] im Versuch eines [...] deutenden und sinnverstehenden Zugangs zu der interaktiv ‚hergestellt‘ und in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit“ (Kardorff

---

<sup>5</sup> Unter deduktiver Ausrichtung wird dann eine ausschließliche Verwendung von formal-deduktiven Methoden und eine gänzliche Negierung der Empirie verstanden.

<sup>6</sup> Gleichwohl ist diese Entwicklung auch mit einer gewissen Skepsis zu betrachten. Der Bedeutungsverlust theoretischer Arbeiten kann auch auf die inhaltliche Stagnation der VWL im Hinblick auf ihre theoretischen Grundlagen zurückgeführt werden. Im Sinne Friedmans ginge es dann nur noch darum, die ökonomische Theorie auf ihre Aussagekraft hin zu überprüfen.

1995, S. 4). Dabei gilt es, ein möglichst detailgetreues und vollständiges Bild des ausgewählten Wirklichkeitsausschnitts zu erzielen. Es soll daher verhindert werden, dass durch rein methodische Vorentscheidungen der Bereich denkbarer Erfahrungen verkürzt wird (ebd.). Qualitative Forschung ermöglicht es folglich, unbekannte Sachverhalte und Problemkontexte, die ex-ante nicht antizipiert werden können, zu entdecken (Kruse und Lenger 2013, S. 109). Es ist also nicht der primäre Fokus qualitativer Forschung, soziale Phänomene zu erklären, sondern diese überhaupt zu entdecken, um sie anschließend möglichst genau zu verstehen. Das Ziel qualitativer Forschung ist somit die Rekonstruktion der originären Konzepte der Untersuchungsgegenstände und weniger die Überprüfung von vorab ausgearbeiteten Konzepten (ebd., S. 126). Durch die Negation qualitativer Ansätze offenbart die moderne VWL daher nicht nur ihre eingeschränkte Methodik, auf die im weiteren Verlauf noch eingegangen wird, sondern vor allem ihr zugrundeliegendes Verständnis von Wissenschaft. Gemäß Brühl (2017) sind die Sozialwissenschaften in ihrem Wissenschaftsverständnis durch ihre kognitiven Ziele charakterisiert. Neben den bereits angesprochenen Kategorien *Erklären* und *Prognostizieren* sowie *Verstehen* sind auch *Beschreiben* sowie *Gestalten* und *Werten* als kognitive Ziele sozialwissenschaftlicher Forschung definiert (ebd., S. 20).

In diesem Kontext werden die Kategorien Verstehen sowie Gestaltung und Wertung von Seiten der Ökonomik im Regelfall eher stiefmütterlich behandelt. Dabei ist Verstehen zunächst die definitorische Grundlage jeder Wissenschaft, um überhaupt andere kognitive Ziele verfolgen zu können. Lamnek und Krell (2016) folgern daher, dass „in den Sozialwissenschaften [...] das Verstehen zentral [ist]“ (ebd., S. 70). Dafür ist allerdings im Sinne Thomas Diltheys eine hermeneutisch-interpretative Herangehensweise und gemäß Kardorff (1995) eine qualitative Forschungsmethodik notwendig. Verstehen ist hierbei ganz grundsätzlich als Sinnerfassen zu verstehen. So wird eine Erscheinung dadurch verständlich gemacht, dass ihr Sinn ergründet werden soll und dabei in einen bereits bekannten Zusammenhang einbezogen werden muss (Sombart 1930, S. 194f.). „Anstelle von Gesetzen lassen sich [...] sinnnotwendige Beziehungen und Tendenzen identifizieren, die aber immer an bestimmte historische Beziehungen Formationen gebunden sind“ (Ebner 2014, S. 85). Eben jener Ansatz wird allerdings von Seiten der Ökonomik abgelehnt.<sup>7</sup> Sinnbildlich ist hierfür die Positionierung vom bereits zitierten Rüdiger Bachmann (2017). Dieser greift zwar den Vorwurf auf, „dass die Ökonomik nicht genügend geisteswissenschaftlich im Sinne Diltheys arbeitet, was bedeuten würde, das

---

<sup>7</sup> Ebner (2014) verortet den Niedergang hermeneutischer Tradition in den deutschen Wirtschaftswissenschaften in der parallel zum Positivismusstreit ausgetragenen Methodendebatte zwischen Hans Albert und Georg Weippert.

forschende Subjekt direkt mit in die wissenschaftliche Analyse einzubeziehen (ebd., S. 845). Allerdings betont Bachmann anschließend, dass dies eben nicht die Aufgabe der Ökonomik ist. Vielmehr sollte es „die Geisteswissenschaften [...] [und] die anderen Sozialwissenschaften [...] nicht daran hindern, auch über Wirtschaften und die Wirtschaft nachzudenken (ebd.). Hermeneutisches Verstehen ökonomischer Zusammenhänge wäre dann also durchaus akzeptabel, sofern dies nicht im Rahmen und im Namen wirtschaftswissenschaftlicher Forschung geschieht. Bachmann kann daher also als treffendes Beispiel eines Sozialwissenschaftlers gesehen werden, der Verstehen in der eigenen Disziplin ablehnt, weil er Erklären für ausreichend hält. Mit Habermas (1967) gesprochen verweist Bachmann als „Analytiker [...] die hermeneutisch verfahrenen Disziplinen in den Vorhof von Wissenschaft überhaupt“ (ebd., S. 4). Problematisch ist diese Geisteshaltung insofern, da Verstehen im Entdeckungszusammenhang und damit als Vorbedingung aller übrigen Wissenschaftsziele notwendig ist. Ferner muss Verstehen auch als elementarer Bestandteil im Begründungszusammenhang angesehen werden. Daher stehen Erklären und Verstehen komplementär zueinander (Brühl 2017, S. 223). Auf handlungstheoretischer Ebene würden Gründe für Handlungen mithilfe des Verstehens abgeleitet, welche dann auf der Ebene der Erklärung in Hypothesen aufgehen (ebd.). Der Verzicht auf Verstehen bürgt also die Gefahr, sich einem tieferen Verständnis des Untersuchungsgegenstandes zu verwehren und dadurch auch neue Thesen, die bisherige Erkenntnisse in Frage stellen, nicht zu entwickeln. Aus Perspektive eines Hermeneutikers ist der VWL als einer nomologischen Wissenschaft ein beschränktes Vorverständnis zu attestieren (Habermas 1967, S. 4).

Darüber hinaus verzichtet die moderne VWL in ihrem Selbstverständnis auch weitestgehend auf die kognitiven Ziele Gestaltung und Wertung, da sie mit der von Friedman (1953) postulierter Wertfreiheit nicht vereinbar sind. Werturteile werden von der Ökonomik als normative Aussagen verstanden, die von Aussagen über Tatsachen zu trennen sind. Normative Aussagen sind demnach nicht durch die Beobachtung von Tatsachen zu rechtfertigen (Hume 1978, S. 211f.). Wertungen sind als unwissenschaftlich abzulehnen und die Wertfreiheit folglich als „unabdingbarer Garant von Wissenschaftlichkeit“ (Brühl 2017, S. 22) zu betrachten. Bei konsequenter Auslegung wird die Werturteilsfreiheit auch mit Blick auf Gestaltung angewendet. Letzteres impliziert, „dass theoretisches Wissen angewendet wird, sodass Akteure ihre Ziele erreichen können“ (ebd., S. 249) Scheinbar dieser Forderung entsprechend treten Ökonomen immer häufiger in der wissenschaftlichen Politikberatung auf die wissenschaftliche Gestaltungsebene (Vgl. Haucap und Mödl 2013; Heise 2017c). Jedoch

zieht sich die Ökonomik dabei im Regelfall auf die Argumentation zurück, dass diese Beratung auf dem Primat der Werturteilsfreiheit beruht. Deshalb wird intendiert, Gestaltungsmöglichkeiten aufzuzeigen, aber keine Gestaltungsempfehlungen zu formulieren bzw. Gestaltungsanweisungen zu erteilen (Schanz 1988, S. 43). Bezugnehmend auf dieses Verständnis sind Gestaltung und Wertung keine kognitiven Ziele der Mainstream-VWL.<sup>8</sup>

Aus sozialkonstruktivistischer Perspektive ist die Positionierung der Ökonomik aber mit Vorsicht zu genießen. Zwar kann Gestaltung durchaus kein intendiertes Ziel der Wissenschaft sein, allerdings ist die Wirtschaftswissenschaft gemäß dem Konzept der Performativität an der Herstellung realwirtschaftlicher Faktizität beteiligt (Maeße und Sparsam 2017, S. 181). Von der Wissenschaft geht demnach also per definitionem ein Gestaltungsimpuls aus. Selbst wenn eine rein erklärende Theorie angestrebt wird, liegt eine Verflechtung von Aussage- und Verwendungszusammenhang vor, denn auch Erklärungen implizieren immer ein technisches Erkenntnisinteresse (Egan-Krieger 2014, S. 32). „Von einem technischen Erkenntnisinteresse sprechen wir insofern, als die Lebenszusammenhänge instrumentalen Handelns und symbolisch vermittelter Interaktion auf dem Wege über die Logik der Forschung den Sinn der Geltung möglicher Aussagen dahingehend präformieren, daß sie [...], nur in diesen Lebenszusammenhängen eine Funktion haben – eben technisch verwertet werden oder praktisch wirksam werden“ (Habermas 1968, S. 241). Auch eine auf den ersten Blick reine Erklärung bringt damit stets den praktischen Sinn der Gestaltung mit sich (Egan-Krieger 2014, S. 33). Dieser performative Charakter von Wissenschaft wird von Seiten der Standardökonomik allerdings nicht in die eigenen wissenschaftstheoretischen Überlegungen einbezogen.<sup>9</sup>

Dem aufmerksamen Leser wird an dieser Stelle bereits aufgefallen sein, dass das Ziel Beschreibung bisher nicht behandelt worden ist. Grundsätzlich werden mit Beschreibungen soziale Sachverhalte erfasst und dargestellt (Brühl 2017, S. 21). Dabei reicht der Umfang wissenschaftlicher Beschreibungen von der Begriffsbildung, der Messung von Variablen, der Typenbildung bis zur Ermittlung von Zusammenhängen (ebd., S. 133f.). Bei Beschreibungen geht es im Regelfall um die Frage, was der Fall ist. Von Seiten vieler Ökonomen wird

---

<sup>8</sup> In Rahmen der Ökonomen-Umfrage 2015 gaben 70% der befragten Ökonomen jedoch an, dazu bereit zu sein, selbst in die Wirtschaftspolitik zu gehen (Fricke 2017). Eine völlige Ablehnung der Gestaltung als kognitives Ziel der Wissenschaft ist auf Grundlage dieser Ergebnisse nur schwer aufrechtzuhalten. Im Sinne einer „Arbeitsteilung der Orthodoxie“ (Sander 2014) kann wohl eher davon gesprochen werden, dass Gestaltung in der Spitzenforschung tatsächliche keine Rolle zu spielen scheint, während in der Politikberatung Gestaltung durchaus eine Rolle spielt. In der Terminologie von Haucap und Mödl (2013) sind dann nur die „Theoretiker“ reine „describer“, während sich die „Praktiker“ in der Rolle des Gestalters befinden.

<sup>9</sup> Inwiefern die VWL den Anspruch der Wertfreiheit erfüllen kann, wird an späterer Stelle genauer behandelt.

eingewendet, dass die reine Beschreibung von sozialen Sachverhalten nicht ausreicht. Vielmehr ist nach Ursachen zu forschen, warum jene Sachverhalte zu beobachten sind. Erklärungen grenzen sich also von Beschreibungen dadurch ab, dass sie Antworten auf Warum-Fragen geben (ebd., S. 21). In der modernen VWL dienen Beschreibungen dabei durchaus als notwendige Vorbedingungen der eigenen Forschung, aber eben nicht als ordinäres Ziel.

Im Fokus des Erklärens steht das Offenlegen von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen und die Formulierung von gesetzesartigen Aussagen. Ausgangspunkt des Erklärens ist die deduktiv-nomologische Forschungsperspektive. Hier wird auf Grundlage eines sozialwissenschaftlichen Gesetzes mit Hilfe von Anfangsbedingungen eine Handlung logisch abgeleitet (Brühl 2017, S. 226). Dabei gilt, wenn die anfangs formulierten Prämissen wahr sind, muss auch die Konsequenz wahr sein (ebd.). Es handelt demnach also um eine deterministische Aussage. Diese deduktiv-nomologische Forschungsperspektive bildet auch die wissenschaftstheoretische Erklärungsgrundlage der in weiten Teilen axiomatisch formulierten, ökonomischen Theorie. Allerdings setzen die deduktiv-nomologischen Erklärungen ökonomischer Sachverhalte auch ein hohes Maß an Akkuratess voraus. So muss gelten, dass sich Akteure so verhalten, wie es im Gesetz formuliert ist, damit eine Erklärung tatsächlich zu Stande kommt (Hempel 1965, S. 450f.) Ansonsten würde der hoch gehängte Anspruch deduktiver Gesetzmäßigkeiten seine wissenschaftliche Grundlage verlieren. Hierbei gilt aber immer, dass Erklärungen nicht bei nur einem situativen, historischen Einzelfall angewendet werden sollen, sondern allgemeingültige Aussagen bereitstellen können. Inwiefern und unter welchen Bedingungen deterministische Aussagen in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin überhaupt formuliert werden können, wird im weiteren Verlauf näher behandelt.

Wenn solche deterministischen Aussagen nicht getroffen werden können, bedeutet dies aber nicht zwangsläufig, dass Erklärungen nicht mehr möglich sind. Zwar ist der Schluss nicht mehr wahrheitserhaltend, allerdings können mittels induktiv-statistischer Erklärungen Gesetze in Form einer bedingten Wahrscheinlichkeit formuliert werden (Brühl 2017, S. 182). Mit der induktiv-statistischen Erklärung ist also keine deterministische Gesetzmäßigkeit, sondern eine probabilistische Aussage verbunden. Es ist folglich nur noch wahrscheinlich, dass ein bestimmtes Gesetz auftritt. Solche Erklärungsansätze sind dabei allerdings kein impliziter Bestandteil der modernen VWL, da diese Ansprüche an die logische Rigorosität der Deduktion der Modellprognosen formuliert, die im Sinne einer induktiv-statistischen Forschungsperspektive nicht eingelöst werden kann (Heise 2016, S. 15).

Neben dem deterministischen Erklärungsansatz verfolgt die VWL im Sinne Friedmans vor allem das Ziel der Prognose. Dabei kann die Begründung der Prognosefähigkeit der modernen VWL wohl mit folgendem Satz beschrieben werden. „Wenn ein regelmäßiger Zusammenhang aufgestellt werden kann, dann sollte es möglich sein, diesen Zusammenhang für die Vergangenheit und für die Zukunft zu postulieren“ (Brühl 2017, S. 21). In diesem Sinne ist jede deduktiv-nomologische Erklärung eine potentielle deduktiv-nomologische Prognose. Für eine adäquate Prognose wird dabei entweder erwartet, dass die erklärenden Annahmen und Prämissen wahr sind oder, dass sie sich im Sinne Poppers bewährt haben. Akzeptiert man hingegen die Idealisierung als wesentlichen Teil der Theoriebildung, können Annahmen auch unrealistisch sein, da theoretische Begriffe in diesem Verständnis keine realen Sachverhalte darstellen (Brühl 2017, S. 239; Gadenne 2014, S. 143). Demnach besteht „[d]ie Kunst des wissenschaftlichen Denkens [...] darin zu entscheiden, welche Annahmen man trifft“. Allerdings kann die Vereinfachung der Modellannahmen zu einer Tautologie führen. Wenn die passenden Antworten bereits bekannt sind, können Annahmen dahingehend gewählt werden, dass sie zur entsprechenden Antwort passen (Schlefer 2012, S. 274).

Dieser Einwand bedeutet nicht zwangsläufig, dass eine wissenschaftliche Prognose sozialer und wissenschaftlicher Phänomene unmöglich ist. Eher wird damit in Frage gestellt, ob unrealistische Annahmen ein sinnvoller Bestand von Theorien sein können, welche selbst lediglich als Instrumente zur Prognose dienlich sein sollen. Im Hinblick auf die Prognosefähigkeit sozialwissenschaftlicher Forschung gilt eher zu beantworten, was die Voraussetzungen für die kognitiven Ziele des Erklärens und des Prognostizierens sind. So formulieren sowohl der Kritische Rationalismus als auch der Positivismus im Streben nach Erklärung und Prognose den Anspruch, „Erkenntnisse zu schaffen, die als „objektiv“ beschrieben werden können, keiner Werturteilssetzung unterliegen und [...] „Wahrheit“ [...] konstituieren“ (Heise 2016, S. 9f.). Um allgemeingültige, richtige Erklärungen und Prognosen zu formulieren, muss die moderne VWL davon ausgehen, dass eine objektive Wahrheit grundsätzlich existiert und diese mittels einer geeigneten wissenschaftlichen Methodik und ohne Wertzuschreibungen offengelegt werden kann. Hier wird nun deutlich, auf welcher entscheidenden Voraussetzung eine erklärende und prognostizierende Wissenschaft in ihrer erkenntnistheoretischen Ausrichtung eigentlich fußt. Sie stützt sich im Wesentlichen auf die übrigen Säulen des ökonomischen Wissenschaftsverständnis, der Wertfreiheit, der Methodik und der singulären Wahrheit.

## 2.2 Objektivität und Wertfreiheit

Die Sozialwissenschaften sind historisch wesentlich nach der Astronomie oder Physik entstanden und mussten sich daher bereits von Anbeginn am naturwissenschaftlichen Anspruch messen lassen, objektives und wertneutrales Wissen zu erzeugen (Gießler 2015, S. 57). In den Wirtschaftswissenschaften hat dieser wissenschaftstheoretische Anspruch im Zuge des „alten“ Methodenstreits dazu geführt, dass die historische Schule, als letzter Ansatz, der sich explizit als wertend und sinnverstehend begriffen hat, an Bedeutung verloren hat. Seitdem postuliert die VWL, im eigenen akademischen Zirkel nahezu widerspruchsfrei akzeptiert, eine objektive und neutrale Wissenschaft ohne „particular ethical position or normative judgments“ (Friedman 1953, S. 4) zu sein. Im Sinne Friedmans bedeutet dies, dass „it deals with what is, not with ‘what ought to be’“ (ebd.).

In ökonomischen Standardlehrbüchern wird in diesem Kontext darauf aufmerksam gemacht, dass notwendiger Weise eine klare Trennung zwischen positiven und normativen Aussagen vorzunehmen ist (Vgl. z.B. Mankiw und Taylor 2018). Während positive Aussagen den Anspruch mitbringen, ökonomische Zusammenhänge deskriptiv und neutral zu beschreiben und dabei auf Werturteile zu verzichten, befassen sich normative Aussagen mit Werten und Policy-Zielen und formulieren dabei präskriptiv, wie die Welt sein sollte (Hausman und McPherson 1998, S. 212f.). Bezugnehmend auf diese Differenzierung sieht Friedman den entscheidenden Vorteil einer positiven Ökonomik eben darin, dass diese „ein objektives und wertfreies Urteil unabhängig von normativen Implikationen anbieten [kann]“ (Gießler 2015, S. 69). Die VWL steht mit dieser Positionierung in einer langen Tradition wissenschaftlichen Selbstverständnisses, wonach sich die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft in ihrer Neutralität und Unabhängigkeit manifestiert (ebd., S. 63). Unabhängigkeit meint hier „den Anspruch, unabhängig von sozialen und kulturellen Normen, gültiges Wissen bereitzustellen“ (ebd.). Nur auf dieser Grundlage ist Objektivität gewährleistet, denn wertbeladene Wissenschaft kann in diesem Verständnis nicht objektiv sein. Allerdings bedeutet dies im Umkehrschluss nicht automatisch, dass Wertfreiheit als hinreichende Bedingung für Objektivität gelten kann (Büter 2012, S. 20f.; Gießler 2015, S. 63). Vielmehr verlangt die konsequent verstandene Objektivität neben dem Primat der Wertfreiheit im Blick auf das Wissenschaftsverständnis der modernen VWL eben auch ein kontrolliertes, methodisches und nachvollziehbares Vorgehen (Säule 3) und insbesondere die Voraussetzung einer singulären Wahrheit (Säule 4).

Als notwendige Bedingung für Objektivität dient zunächst die Wertfreiheit im Sinne des Aperspektivismus als Grundlage, damit die wissenschaftliche Erkenntnis personenunabhängig immer gleich ist. Demnach umfasst wissenschaftliches Wissen eben nur solches Wissen, was unabhängig von nicht-epistemischen Einflüssen gilt. Unter nicht-epistemischen Einflüssen sind in diesem Zusammenhang u.a. politische oder finanzielle Einflüsse zu subsumieren (Büter 2012, S. 20ff.). Dabei ist sozialwissenschaftliche Forschung aber immer unmittelbar von wirtschaftlichen und politischen Problemen beeinflusst und in ihrer Finanzierung von staatlichen Einrichtungen, Stiftungen oder Unternehmen abhängig. Den Einfluss von Werten im Forschungsprozess hat aber bereits Max Weber nicht grundsätzlich ausgeschlossen (Montuschi 2014, S. 129). So führt Habermas mit Verweis auf Weber aus, dass „nicht nur die Auswahl der theoretischen Probleme, sondern auch die Wahl des theoretischen Rahmens, innerhalb dessen sie analysiert werden, [...] von historisch geltenden Wertbeziehungen bestimmt sein [sollte]“ (Habermas 1967, S. 18). In diesem Kontext argumentiert Habermas, dass Wertbeziehungen methodisch eben unvermeidlich, aber objektiv unverbindlich sind (ebd., S. 17) Es ist daher Aufgabe der Sozialwissenschaften „die Abhängigkeit der theoretischen Grundannahmen von solchen normativen Voraussetzungen zu deklarieren“ (ebd.). Das so verstandene Postulat der Wertfreiheit steht damit in klarer Abgrenzung zum Verständnis eines wertfreien Urteils, das unabhängig von normativen Voraussetzungen ist. Demnach unterliegt die wertfreie Theorienbildung in allen nomologischen Wissenschaften denselben Regeln. Dabei wird Wertfreiheit durch Trennung von deskriptiven und normativen Aussagen gesichert, wobei hier eingeräumt wird, dass die Auswahl der Probleme durchaus von Wertungen abhängen kann (ebd.) „[Dem] Postulat der Wertfreiheit in dieser engeren Formulierung [...] zufolge sind nur solche Theorien wissenschaftlich zulässig, deren Grundannahmen von einem allein hermeneutisch zu klärenden historischen Vorverständnis frei sind und deshalb konventionalistisch eingeführt werden können“ (ebd., S. 17f.).

Dies macht den eigentlichen Unterschied im Verständnis über den Wesenskern der Wertfreiheit deutlich. So ist es weniger der Werteinfluss an sich, der Wissenschaft per se unwissenschaftlich macht. Vielmehr ist es die hermeneutische Forschungsausrichtung, in der der Forschende als soziales Subjekt interpretativ in die Forschung integriert ist, die im Verständnis der VWL als Verstoß gegen das Postulat der Wertfreiheit gewertet wird. Dabei geht man davon aus, dass wirtschaftliche Zusammenhänge rein deskriptiv erfasst werden können. Werte und (empirische) Taten lassen sich in diesem Verständnis ontologisch voneinander unterscheiden, da unterstellt wird, dass moralische Normen nicht logisch aus Fakten abzuleiten sind.

Befasst man sich in der Diskussion über den Wertfreiheitsanspruch der Standardökonomik lediglich mit nicht-epistemischen oder hermeneutischen Einflüsse auf die Theorie, negiert man allerdings den eigentlichen Ursprung der volkswirtschaftlichen Normativität. So ist die Normativität der Ökonomik bereits in ihren Begrifflichkeiten und der allgemeinen Sprache der Ökonomie verankert. „Die Norm liegt verborgen im Begriff, das ist das immer wiederkehrende Versteckspiel in der ökonomischen Theorie“ (Myrdal 1976, S. 186). Die gesamte Disziplin geht mit Reddy (1979) gesprochen allerdings davon aus, dass Sprache als reines Informationsübertragungsvehikel dient, damit sich Akteure in Marktinteraktionen orientieren und verständigen können (Maeße 2014, S. 300). In klarer Abgrenzung zu dieser Vorstellung trägt beispielsweise „die Diskursforschung [...] dazu bei, den szientistisch-positivistischen Charakter der ökonomischen Theorie zu dekonstruieren“ (ebd.). Sprachliche Kategorisierungen, Begriffe und Definitionen sind in diesem Verständnis nicht rein objektiver, deskriptiver Natur. Vielmehr erlangen sie ihre Bedeutung auf Grundlage eines sozialen Aushandlungsprozesses. Demnach sind auch bekannte ökonomische Begriffe wie rational, effizient oder optimal normativen Ursprungs und somit eben kein neutrales Medium zur Informationsübertragung.

Daran anknüpfend ist eine in ihrer Selbstwahrnehmung objektive Wissenschaft wie eben die moderne VWL, die den Zusammenhang von Ursache und Wirkung erklärt, aber ausschließlich eine „reine Beratertheorie“ (Thielemann 2012, S. 1). Sie ist „allerdings ebenfalls nicht ethisch neutral bzw. jenseits von Richtig und Falsch zu verorten, da sie, ohne jede ethische Begründung, gegenüber bestimmten Interessenten parteilich verfährt und alle entgegenstehenden Interessen missachtet“ (ebd.). Wenn von „einer Tatsache“ gesprochen wird, dass „eine Verbesserung der Arbeitsmarktlage [...] nur durch niedrigere Entlohnung der ohnehin schon Geringverdienenden, also durch eine verstärkte Lohnspreizung, möglich sein wird“ (Funke et al. 2005, S. 2) ergreift die Wissenschaft Partei für die Interessen der diese Tatsachen erzeugenden Akteure. Damit zeigt sich, dass Erklärung und Gestaltung unmittelbar zusammenhängen, sodass eine scheinbar wertfreie Theorie zu einer verdinglichten Wahrnehmung des Gegenstandes führt. Eine wertfreie Theorie legt dann das gesellschaftliche Machtgefüge zwar offen, titulierte dieses aber als reine Tatsache (Thielemann 2010, S. 74ff.). „Auch solche relevanten Aussagen, die [...] in den Axiomen der ökonomischen Theorien verwendet werden – und damit nicht [...] Werturteilen im Sinne von präskriptiven Aussagen im engen Sinne entsprechen –, werden dadurch performativ wirksam“ (Egan-Krieger 2014, S. 33). Werturteile sind demnach ganz explizit Teil im Aussagezusammenhang einer Theorie. Diese

dann tatsächlich normative Herangehensweise läuft auf eine Affirmation und implizite Legitimierung der Marktmachtverhältnisse hinaus (Thielemann 2015, S. 4). Söderbaum (2009) schreibt hier, „economics tells us about the relevant actors in the economy (consumers, firms and government); about how to understand markets (supply and demand of commodities and of factors of production); about decision-making (optimization) and efficiency (usually a monetary concept or at best cost-efficiency). This way of understanding economics is clearly not neutral“ (ebd., S. 9).

Auf solche kritischen Stellungnahmen und Vorwürfe reagiert die Ökonomik häufig mit dem Verweis auf die eigene wissenschaftliche Methode. Lucke (2006) argumentiert mit Blick auf das Arrow-Debreu-Gleichgewichtsmodell relativ unverfroren: „Die liberale Position, der freie Markt gewährleiste Effizienz, kann nicht nur plausibilisiert, sondern sogar formal bewiesen werden“ (Lucke 2006, S. 9). So kann Objektivität in diesem Verständnis auf Grundlage einer kontrollierten Herangehensweise gewährleistet werden. Die ihr unterstellte Normativität wird dann lediglich als mögliche soziale Implikation der deskriptiven Prämissen verstanden. Alle tatsächlichen nicht-epistemischen Einflüssen sind hingegen durch die passende Wahl der Methodik miniert (Büter 2012, S. 25f.). Die so verstandene, wertfreie Neutralität basiert also notwendigerweise auf der dritten Säule des Wissenschaftsverständnisses der modernen VWL, der wissenschaftlichen Methodik.

### **2.3 Methodik (und auch Methodologie)**

Die wirtschaftswissenschaftliche Bedeutung der eigenen Methodik wird bei einem Blick in die Standardlehrbücher der Disziplin deutlich. Mankiw und Taylor (2012) schreiben, dass „das Wesentliche einer Wissenschaft [...] die wissenschaftliche Methode [ist] – die leidenschaftslose Entwicklung und Überprüfung von Theorien darüber, wie die Welt funktioniert“ (ebd., 23f.). Dabei wird die Ökonomik erkenntnistheoretisch auf eine Ebene mit den Naturwissenschaften gehoben, indem unterstellt wird, dass „diese Forschungsmethode [...] auf die Volkswirtschaft ebenso anwendbar [ist] wie auf die Schwerkraft der Erde oder die Entwicklung der Natur“ (ebd.). In diesem Verständnis wird die VWL als „eine Sozialwissenschaft mit naturwissenschaftlichen Methoden“ (Gießler 2015, S. 66) verstanden. Das strikte methodische Regelwerk führt dazu, dass der VWL eine höhere epistemische Autorität zu gewiesen wird, als den übrigen Sozialwissenschaften (Ross 2012, S. 242). In ihrer Selbstwahrnehmung sieht sich die VWL daher auch gerne als die *Königin der Sozialwissenschaften*.

Die ökonomische Disziplin zeichnet sich in diesem Zusammenhang durch die mathematische Modellierung im Rahmen einer formal-deduktiven Methode aus. „The one [...] feature that has persistently and comprehensively marked all mainstream contributions [...] is the insistence that methods of mathematical modelling always be employed” (Lawson 2012, S. 10). Gleichwohl wird mathematische Modellierung auch in Teilen der Heterodoxie angewendet, sodass diese Methodik als typisches Merkmal der gesamten Disziplin gelten kann. Milonakis (2012) spricht hier von einem „fetishism of the deductive (mathematical) model building method” (ebd. 2012, S. 250). Lawson (2012) erkennt gar „*the doctrine that all serious economics must take the form of mathematical modelling*” (ebd., S. 11).

Unter mathematisch-formalen Methoden sind bei einer deduktiv verfahrenen Ökonomik gemäß Hirte und Thieme (2013) neben der Differenzial- und Integralrechnung (Analysis) sowie statistischen und wahrscheinlichkeitstheoretischen Ansätzen (Stochastik) auch Matrizenrechnung (Algebra) und spieltheoretische Konzepte (Algorithmik) zu fassen (ebd., S. 40). Dem ökonomischen Mainstream rechnen die beiden Autoren dabei aber primär die Differenzial- und Integralrechnung, stochastische Methoden sowie Spieltheorie und Simulationen zu (ebd., S. 46). Der heterodoxe Bereich der VWL verwendet darüber hinaus auch deduktiv-mathematische Methoden, die in den Standardlehrbüchern nicht aufgeführt werden (ebd.).<sup>10</sup> Die formal-deduktive Methode kann daher als Wesenskern der gesamten modernen VWL betrachtet werden, da zwischen Mainstream und Heterodoxie klare Überschneidungen hinsichtlich der mathematischen Verfahren<sup>11</sup> existieren (ebd., S. 40).

Strenggenommen überlagern sich bei einer solchen Darstellung der wirtschaftswissenschaftlichen Methodik allerdings die methodische und die methodologische Ebene. Heise (2016) weist in diesem Kontext daraufhin, dass die notwendige Differenzierung zwischen Methodik und Methodologie häufig nicht vorgenommen wird. Vielmehr wird die methodologische Ebene wie bei Sent (2006) und Dutt (2014) oftmals mit der methodischen Ebene verwechselt (Heise 2016, S. 20). Dabei weist die verwendete Deduktion als Schließverfahren – das Demarkationsverfahren von Wahrheit und Irrtum – zunächst auf die methodologische Ebene hin, während die praktizierten Techniken und Verfahren auf die methodische Ebene abzielen. Zwar vertraut die Ökonomik als Demarkationsverfahren nicht ausschließlich auf die Deduktion, sondern auf eine Kombination dieser mit der Induktion,

---

<sup>10</sup> So nutzt der Neoricardianismus beispielsweise auch die Matrizen-Algebra.

<sup>11</sup> Gleichwohl zeichnet sich die Heterodoxie laut Lawson (2006) durch eine Zurückweisung der ausschließlichen und universalen Verwendung der Mathematik aus (ebd., S. 490).

allerdings gilt nur die Deduktion als anerkanntes Schließverfahren. Im Sinne einer erklärenden Wissenschaft können deterministische Gesetze nur mittels der Deduktion auch allgemeingültig bestimmt werden. Aus dieser methodologischen Grundlage lassen sich nun in einem zweiten Schritt auf methodischer Ebene die praktizierten Techniken ableiten. Darunter fallen dann in der Ökonomik neben den bereits angesprochenen formal-deduktiven Techniken auch quantitativ-empirische Techniken, womit mathematisch-statistische Verfahren wie beispielsweise Zeitreihen-, Varianz- und Regressionsanalysen gemeint sind, sowie experimentelle Techniken, die vor allem durch den Einsatz experimenteller Versuche im Labor oder mit dem Computer in der Verhaltensökonomik genutzt werden (Hirte und Thieme 2013, S. 47). Daraus ergibt sich zwar durch das „Zugeständnis, dass induktive und deduktive Methoden im Rahmen des fallibilistischen Positivismus immer kombiniert werden müssen“ (Heise 2016, S. 29) eine gewisse Methodenpluralität. Demgegenüber steht allerdings eine Form des Methodenabsolutismus, indem eine „Überhöhung einer spezifischen Form der Deduktion, nämlich der formal-mathematischen als impliziter Standard der Wissenschaftlichkeit“ (ebd.) vorliegt.

Die moderne VWL zeichnet sich dann also im erheblichen Maße durch eine positivistisch-fallibilistische Methodologie sowie induktive und deduktive Methoden aus, die allerdings rein formal-mathematisch sind. Hirte und Thieme (2013) sehen in dieser Verbindung von Methodologie und Methodik ein naheliegendes Vorgehen. „Da die den deduktiven Verfahren vorangestellten Hypothesen im Kern naturhafte Regelstellungen darstellen, verwundert es kaum, dass es vor allem die logisch-formalen Methoden der Mathematik sind, mittels derer Zusammenhänge, Annahmen und Axiome formuliert und Schlussfolgerungen deduziert werden“ (Hirte und Thieme 2013, S. 40).<sup>12</sup> Das mathematische Vorgehen entspricht schließlich ebenfalls einem axiomatisch begründeten Schluss- und Beweisverfahren (ebd.). Lucke (2006) argumentiert daher, dass [d]ie mathematische Formulierung von Resultaten der Wirtschaftstheorie die genaue Analyse ihrer Voraussetzungen und damit die weitere Qualifizierung der Erkenntnis [erlaubt] (ebd., S. 10). Diese mathematische Formulierung bedeutet im Hinblick auf die alltägliche Arbeitsweise des Ökonomen dann eine *mathematische Modellierung* seiner theoretischen Überlegungen. Modelle bieten für die VWL als erklärende Wissenschaft den praktischen Vorteil, sowohl Anfangsbedingungen als auch

---

<sup>12</sup> Deductive reasoning about social phenomena invited the use of mathematics from the first” (Debreu 1986, S. 1261).

Gesetzesannahmen zu enthalten und somit für Erklärungszwecke<sup>13</sup> dienlich zu sein (Gadene 2014, S. 143). Modelle machen es folglich möglich, das kognitive Ziel des Erklärens methodisch aufzugreifen. Die moderne VWL folgt hierbei der Vorstellung, dass ein theoretisches Modell „aus wenigen, möglichst einfachen Annahmen bestehen und dennoch so viel wie möglich erklären [kann]“ (ebd., S. 137). Daher ist ein Modell dann immer ein vereinfachtes und unvollkommenes Abbild der Wirklichkeit. Dies ist allerdings kein singuläres Problem von Modellen, sondern ganz grundsätzlich auf die Unvollkommenheit der menschlichen Sprache zurückzuführen. Auch die Begriffe der Wissenschaft verfügen über unscharfe Ränder, sodass selbst der Bezug auf quantitative Begrifflichkeiten immer nur annähernd zutreffend ist (ebd.). Im Hinblick auf die Aussagen eines Modells gilt daher, dass diese nur annähernd bzw. approximativ wahr sind oder unter der Wahrheit einer solchen Aussage, immer nur das annähernde Zutreffen zu verstehen ist. Eine Abweichung von den tatsächlichen Verhältnissen ist dann zulässig, wenn die Abweichung im jeweiligen Kontext nicht von Interesse ist. Die zulässigen Abweichungen sind dann durch die Ziele und Interessen im jeweiligen Kontext bestimmt. Dies bedeutet dann zwar, dass Modelle bzw. Wissenschaft ganz allgemein immer eine begrenzte, kontextbedingte Aussagekraft mitbringen, allerdings können Theorien und Modelle in diesem Sinne wahr sein (ebd., S. 138).

Wesentlich problematischer ist hingegen die potentielle Unvollständigkeit von Modellen. „Unvollständigkeit bedeutet hierbei, dass das reale System Objekte, Eigenschaften und Relationen enthält, die im Modell fehlen, die für das gegebene Problem aber relevant sind“ (ebd., S. 141). Gleichwohl bedeutet dies nicht, dass ein Modell an sich unvollständig ist, sondern lediglich auf das jeweilige Erklärungs- und Prognoseziel bezogen. Entscheidend ist im Hinblick auf eine mögliche Unvollständigkeit, was mittels des Modells erklärt werden soll (ebd.). Mit Blick auf den Beobachtungsgegenstand der Ökonomik sind die Theorien und Modelle der Disziplin einzeln genommen immer unvollständig. Wenn sich die Ökonomik beispielsweise mit dem Verhalten von Individuen auf Märkten befasst und sich dabei einige bekannte psychologische „Theorien über Wahrnehmungsvorgänge, Denkprozesse, Motivation, Persönlichkeit [oder] soziale Einstellungen“ (ebd., S. 142) zu eigen macht und diese experimentell prüft, „dann sind diese Theorien zu Erklärung des Verhaltens unvollständig, weil Verhalten normalerweise von all den genannten Faktoren abhängt“ (ebd.). Somit bleiben alle Versuche eines vollständigen Erklärens unbefriedigend. Zwar können Modelle, wie auf der

---

<sup>13</sup> Zur Erinnerung an den logischen Hintergrund von Erklärungen: Es „wird verlangt, dass die Aussage, die den erklärenden Sachverhalt beschreibt (Explanandum), aus Gesetzen und Anfangsbedingungen abgeleitet wird“ (Gadene 2014, S. 142f.).

vorherigen Seite beschrieben, „wahr“ sein, allerdings bleibt auf Grund ihrer strukturellen Unvollständigkeit offen, „wie viele ökonomische Modelle in diesem Sinne wahr sind und eine Erklärungsleistung erbringen“ (ebd., S. 144). Im Hinblick auf die Erklärung eines ökonomischen und sozialen Sachverhaltes sollte also immer mit *Modellen* operiert werden, um der Unvollständigkeit *eines* Modells mit einer pluralistischen Betrachtungsweise entgegen zu treten.

Trotz dieser wissenschaftstheoretischen Einwände stützt sich die moderne VWL zur Erklärung von Sachverhalten relativ unreflektiert auf das Prinzip der Modellierung.<sup>14</sup> Etwaige Einwände gegen die tatsächliche, relativ eingeschränkte Aussagekraft von Modellen werden dann damit begegnet, dass Modelle zwar vereinfachend und zuweilen auch unvollständig sind, aber eben auch klare und eindeutige Erklärungen mit sich bringen. So bestehen ökonomische Modelle dadurch, möglichst klare und eindeutige Erklärungen für wirtschaftliche Sachverhalte hervorzubringen. Diese Klarheit ist im Sinne der modernen VWL dann auf die mathematische Konstruktion von Modellen zurückzuführen. Erlei (2015) sieht den Vorteil der Mathematik dadurch gegeben, „bestimmte Gedanken klarer und eindeutiger zu formulieren“ (ebd., o.S.). In diesem Sinne begreift die Ökonomik die Mathematik durch die Minimierung von nicht-epistemischen Einflüssen nicht nur als Ausdruck von Neutralität, sondern gerade auch als entscheidende Darstellungsform, um Genauigkeit zu ermöglichen.

Mit dieser Überbetonung der formalen Darstellungsform ist eine vollständige Ablehnung narrativer Ansätze verbunden, sodass auch nicht-formale Techniken innerhalb des deduktiven Vorgehens abgelehnt werden (Heise 2016, S. 22). So spricht Erlei (2015) von einer „Selektionsverzerrung zu Ungunsten nicht-formaler Theorie“ (ebd., o.S.). Laut Bachmann (2017) stehen formale und quantitative Verfahren im Vordergrund der modernen Ökonomik, während rein „verbales, qualitatives Arbeiten nicht (mehr) eine so große Rolle spielt“ (ebd., S. 843). Dass es sich bei dieser Betrachtung der methodischen Vielfalt in der modernen VWL um eine unreflektierte und beschönigende Selbstbeschreibung handelt, wird mit Blick auf den jüngsten Methodenstreit und der damit verbundenen Verdrängung der Ordnungsökonomik aus der Universität Köln deutlich. So kann das Schicksal der Ordnungsökonomik ebenso wie das der Österreichischen Schule ganz allgemein als Ausweis der disziplinären Notwendigkeit mathematisch-formaler Methoden innerhalb der VWL gelesen werden. Eben jene Methoden werden von Vertretern der beiden Denkschulen nicht exklusiv verwendet oder gänzlich

---

<sup>14</sup> „If it isn't modelled, it isn't economics, no matter how insightful“ (Colander et al. 2004, S. 492).

abgelehnt, sodass sowohl die Ordnungsökonomik als auch die Österreichische Schule trotz ihrer deduktiven Ausrichtung mittlerweile als marginalisiert angesehen werden können. „In diesem Kontext lässt sich die Misere der Ökonomik zum Teil auch darin verorten, dass sie keinen Platz (mehr) für Methoden, Überlegungen und Forschungsprojekte jenseits der formal-deduktiven Methode bereithält“ (Hirte und Thieme 2013, S. 27). Die damit einhergehende, beinahe religiös anmutende Überhöhung mathematischer Methoden wird mit dem Ratschlag von Hahn (1992) „to avoid discussions of mathematical economics like a plague“ (ebd., o. S.) auf irritierende Art und Weise zur Gretchenfrage der Ökonomik.

Lawson (2001) lehnt dieses intellektuelle Duckmäsertum entschieden ab und argumentiert, dass es vielmehr notwendig ist, den relativen Wert und Hintergrund der eigenen wissenschaftlichen Methodik zu thematisieren (ebd., S. 81). Wenn der Mathematik zunächst zugebilligt wird, „ohne jeden Zweifel [...] bestimmte Gedanken klarer und eindeutiger zu formulieren“ (Erlei 2015, o.S.), ist sinnvoller Weise danach zu fragen, ob es sich bei ökonomischen und sozialen Phänomenen auch tatsächlich um solche *bestimmten Gedanken* handelt. Gemäß Lawson (2006) ist die Frage nicht eindeutig mit Ja oder Nein zu beantworten. Allerdings weist er darauf hin, „that mathematical methods are being imposed in situations for which they are largely inappropriate“ (ebd., S. 490). Es handelt es also um bestimmte Situationen oder Phänomene, in denen mathematische Methoden nicht angemessen erscheinen. Um dies wissenschaftstheoretisch zu bestimmen, ist die Ontologie der Ökonomie, also die grundlegende Struktur der Wirklichkeit, zu betrachten. Die Verwendung mathematischer Methoden für die Darstellung ökonomischer Sachverhalte setzt voraus, dass „die Wirtschaft“ eben genau erkennbar und analysierbar ist. Andernfalls sind der Nutzen und die Überlegenheit von Mathematik nicht gegeben.<sup>15</sup> Die der Mathematik zugerechnete Genauigkeit und Klarheit bedeuten für einen Beobachtungsgegenstand, der diese Merkmale ontologisch nicht erfüllt, dann eben keinen Erkenntnisgewinn. Wenn diese Genauigkeit und Analysierbarkeit der Ontologie der sozialen Realität nicht entspricht, kann die Struktur wirtschaftlicher Zusammenhänge nicht adäquat mittels mathematischer Modellierung dargestellt werden. Gerade dann liegt umso mehr „kein substantieller Grund [vor], warum neue Erkenntnisse nicht [...] durch narrative Ansätze gewonnen werden können“ (Erlei 2015, o.S.).

---

<sup>15</sup> Der Mathematik ist in diesem Sinne eben kein höherer Erkenntnisgewinn zu zurechnen, sondern eine soziologische Funktion (Hirte und Thieme 2013, S. 6f.). Dabei hat sich in der VWL eine Pfadabhängigkeit eingestellt, sodass sich eine Entscheidung über die passende Methodik derart verengt hat, dass eine Wahl zwischen verschiedenen Alternativen verhindert wird (Dobusch und Kapeller 2009, S. 872f.).

Die Verwendung der formal-deduktiven Methode ist dann daran geknüpft, ob die ontologische Struktur „der Wirtschaft“ tatsächlich vollständig analysierbar ist.

Entscheidend ist diese ontologische Verfasstheit gerade auch im Hinblick auf das eigentliche Fundament bzw. die vierte Säule des Wissenschaftsverständnis der modernen VWL. So impliziert dieses, durch die geeignete Methodik, objektive und wertneutrale Erklärungen ökonomischer Sachverhalte zu entwickeln und daraus deterministische Gesetze abzuleiten, die Existenz einer singulären Wahrheit.

## **2.4 Existenz einer singulären Wahrheit und naturhafter Gesetze**

Unter Wahrheit ist in diesem Zusammenhang zunächst objektives Wissen zu verstehen, das von Meinungen zu unterscheiden ist. Wissen ist dabei als Wahrheit zu bezeichnen, wenn es sich um eine wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis handelt. Als Demarkationsverfahren der modernen VWL hat sich dabei eine Liaison von Erfahrung und logischer Anleitung in Form des positivistischen Fallibilismus etabliert (Heise 2016, S. 9). Das Offenlegen von Wahrheit ist demnach auf die richtige methodologische Herangehensweise zurückzuführen. Das würde zunächst ganz grundsätzlich bedeuten, dass eine Singularität der Realität als veristische und kognitive Kategorie im Sinne des „one world, one truth“-Prinzips (Mäki 1997) vorliegt. Dann würde gelten, dass ein Pluralismus auf ontologischer und veristischer Ebene abzulehnen ist, da „a plurality of worlds and truths does not and cannot obtain“ (ebd., S. 39). Mäki (1997) räumt zwar ein, dass „many facets of the world are discovered“ (ebd. S. 40), allerdings beziehen sich alle Ausprägungen und Aspekten eben auf „the one and only world“ (ebd.). Die Ökonomik ist als Wissenschaft dann folglich auch nur mit ein und derselben Realität konfrontiert und kann demzufolge nur eine erklärende Wahrheit ermitteln.

Aus Sicht des Relativismus und des Konstruktivismus wird das „one world, one truth“-Prinzip allerdings in Frage gestellt. Während Relativisten davon ausgehen, dass auch für eine Welt mehrere, historisch und kulturell gebundene Erklärungsansätzen vorliegen können, nehmen die Konstruktivisten eine noch fundamentalere Perspektive ein. Sie vertreten den Standpunkt, dass sogar die Realität immer erst von ihrem Beobachter konstruiert wird. Im Sinne des Sozialkonstruktivismus wird hier aber eher der soziale und weniger der materielle Teil der Realität als soziales Produkt verstanden. „Es gibt kein begreifbares „an sich“ der Welt jenseits der Bedeutungszuschreibungen“ (Keller 2011, S. 42). Wissen über die Welt wird also als ein

Teil gesellschaftlich hergestellter Ordnungen verstanden. „Prozesse gesellschaftlicher Objektivierung von Sinn - etwa durch Zeichensysteme, Institutionen, Sprache und materielle Objekte - sind konstitutiv für das ‚soziale Wirklichwerden‘ der Wirklichkeit“ (ebd.). Deutlich gemacht werden muss aber, dass es sich nicht nur um verschiedene Facetten einer sozialen Realität, sondern tatsächlich um verschiedene soziale Realitäten handelt (Heise 2016, S. 10). Es reicht in diesem Verständnis eben nicht, „that the one and only world consists of a huge number of things and properties and processes“ (Mäki 1997, S. 40) und - das ist hier der entscheidende Punkt - „that the world appears in a vast number of ways to an observer“ (ebd.).

Die Ablehnung eines ontologischen und veristischen Monismus steht damit in scharfer Opposition zum Wissenschaftsverständnis des ökonomischen Mainstreams. Wissenschaftstheoretisch ist dies auf die Differenzierung von offenen und geschlossenen Systemen zurückzuführen. Hier wird die soziale Realität zunächst als ein System verstanden, das aus Elementen und deren Verbindungen besteht (Loasby 2003, S. 291). Damit ein System gesicherte Erkenntnis hervorbringen kann, muss es sich bei diesem um ein geschlossenes System handeln (Dow 2004, S. 283). Von einem geschlossenen System kann dann gesprochen werden, wenn folgende Charakteristika erfüllt sind:

- 1) Alle relevanten Variablen sind erkennbar.
- 2) Die Grenzen des Systems sind festgelegt, damit klar ist, welche Variablen exogen bzw. endogen sind. Diese Kategorien sind festgelegt.
- 3) Einzig die exogenen Variablen wirken sich auf das System aus. Dies geschieht in einer bekannten (oder vorbestimmten) Art und Weise.
- 4) Die Beziehungen zwischen den Variablen sind entweder bekannt oder zufällig.
- 5) Die Bestandteile sind unabhängig und atomistisch. Ihre Natur ist konstant.
- 6) Die Struktur der Beziehungen zwischen den Bestandteilen ist bekannt (oder vorbestimmt) (Dow 2004, S. 283).

In einem solchen System sind analytische Urteile a priori möglich, da geschlossene Systeme vollständig analysierbar und Entwicklung innerhalb des Systems deterministisch sind (Heise 2016, S. 11). An dieser Stelle wird also der eigentliche Ausgangspunkt der modernen VWL deutlich. Der von ihr vorgetragene deduktiv-nomologische Erklärungsansatz „relies upon (which seeks or posits) closed system“ (Lawson 2006, S. 493). „It is indeed the proclaimed virtue of general equilibrium reasoning that it takes into account all the possible interactions

between all the elements that are included in the model” (Loasby 2003, S. 291). Es lässt sich daher folgern, dass „[c]omplete connectivity is essential to the method of general equilibrium analysis” (ebd.). Gegen diese ontologische Vorstellung wendet Potts (2000) hingegen ein, dass das wesentliche Kriterium eines Systems ihre strukturelle Unvollständigkeit ist, „that not every element is connected to every other“ (ebd., S. 182). Folglich kann es sich bei der gegebenen sozialen Realität nicht um ein geschlossenes System handeln. Vielmehr ist von einem offenen System zu sprechen, wenn folgende Eigenschaften zutreffen:

- 1) Es ist nicht möglich, sicher zu sein, dass in einem komplexen System alle relevanten Variablen erkennbar sind.
- 2) Die Grenzen des Systems sind semipermeable und/oder ihre Positionen sind nicht eindeutig und/oder können sich verändern. Das impliziert, dass die Klassifizierung in exogene und endogene Variablen nicht festgelegt ist.
- 3) Es können wichtige ausgelassene Variablen vorliegen und/oder ihr Effekt auf das System ist unsicher.
- 4) Über Beziehungen zwischen den Variablen liegt unvollkommenes Wissen vor. Beziehungen können sich verändern (z.B. auf Grund menschlicher Kreativität).
- 5) Es können Zusammenhänge zwischen Agenten vorliegen und/oder diese können sich verändern (z.B. durch Lernprozesse bei den Agenten).
- 6) Verbindungen zwischen Strukturen können unzureichend bekannt sein und/oder sich verändern (Dow 2004, S. 283).

Offene System zeichnen sich also insbesondere dadurch aus, dass ihre Elemente eben nicht miteinander verbunden sind, sie keinen deterministischen Gesetzmäßigkeiten folgen und daher nicht vollständig analysierbar sind. „Handelt es sich bei unserer sozialen und ökonomischen Realität um ein offenes, nicht vollständig analysierbares [...] Modell, dann kann es nicht ‚die eine‘ (wahre) theoretische Repräsentation geben“ (Heise 2016, S. 11). Dem von der Mainstream-VWL vorgetragenen ontologischen und veristischen Monismus und dem damit verbundenen „one word, one truth“-Prinzip kann also nur entsprochen werden, wenn es sich um ein geschlossenes System handelt (ebd.).

Wahrheit als Wesenskern des ökonomischen Wissenschaftsverständnis ist also daran geknüpft, dass Realität nicht nur als ein geschlossenes System angenommen wird, sondern wenn es sich zweifelsfrei um ein solches System handelt (ebd.). Während Roos (2015) argumentiert, dass

zumindest die Neoklassik eben von einem solchen System mit einer festen, erkennbaren Struktur ausgeht, kann dies wohl nicht allen Vertreter der VWL explizit so unterstellt werden. Bei einer genaueren Beobachtung der Beschaffenheit der ontologischen Grundlage des Untersuchungsgegenstandes kann das Verhalten vieler Ökonomen eher so interpretiert werden, dass die Komplexität eines offenen Systems reduziert wird, indem ontologische Zuschreibungen vorgenommen werden. Durch entsprechende Annahmen können offene auch in geschlossene Systeme transformiert werden. Gleichwohl handelt es dann aber nur um eine mögliche und nicht die wahre Repräsentation (Heise 2016, S. 11f.).

Nichtsdestotrotz verfährt insbesondere der Mainstream zu weilen so, als ob es die singuläre Wahrheit tatsächlich geben würde, ohne dabei aber die ontologische Verfasstheit des Beobachtungsgegenstandes Wirtschaft näher ins Auge zu fassen. Heise (2017a) folgert daher, “though it is seldom explicitly acknowledged, this [a closed system] is precisely the premise of neoclassical model of economics“ (ebd., S. 22). Nur basierend auf dieser Grundlage kann die Ökonomik dem Anspruch auf eine singuläre Wahrheit gerecht werden. Mankiw und Taylor (2018) lassen zwar gelten, „dass es immer Uneinigkeit zwischen Wissenschaftlern über die ‚Wahrheit‘ und die Wirklichkeit gegeben hat“ (ebd., S. 36). Gleichzeitig verweisen die beiden wohl bekanntesten Autoren ökonomischer Lehrbücher an anderer Stelle auf „einen einmütigen Standpunkt“ (Mankiw und Taylor 2012, S. 40), der zwischen Ökonomen existiert ist. Samuelson und Nordhaus (2010) sprechen in diesem Kontext zusammenfassend von „dauerhaften Wahrheiten“ der VWL (ebd., S. 10).

Um solche dauerhaften Wahrheiten bzw. ökonomische Gesetzmäßigkeiten im Sinne eines „regularity determinism“<sup>16</sup> (Lawson 1997, S. 114) aber auch tatsächlich formulieren zu können, sind dann aber eben ontologische „closures“ (ebd.) (Schließungen) innerhalb der ökonomischen Modelle notwendig. Nur so kann von ökonomischen Naturgesetzen gesprochen werden, die unabhängig von Zeit und Raum sowie sozialem Kontext existieren. Dabei handelt es sich dann um „intrinsic closures“ und „extrinsic closures“ (ebd., S. 116f.). Die intrinsische Schließung - bei Lawson (2006) auch als „atomism“ (ebd., S. 494) bezeichnet – umfasst die Annahmen der Kontinuität und Reduzierbarkeit. Folglich ist die innere Struktur des beschriebenen Beobachtungsgegenstandes immer konstant und das Ergebnis für jede mögliche Konstellation auf die System- bzw. Modellbedingungen zurückzuführen (Lawson 1997, S. 114f.). Da in der

---

<sup>16</sup> „[F]or every economic event or state of affairs  $y$  there exists a set of events or conditions  $x_1, x_2, \dots, x_n$  such that  $y$  and  $x_1, x_2, \dots, x_n$  are regularly conjoined under some (set of) formulation(s)“ (Lawson 1997, S. 114).

Ökonomik grundsätzlich gilt, dass „individuals [are] more or less the only unit of analysis” (ebd., S. 116), führt das Verhalten der atomistischen Individuen unter den gegebenen Bedingungen immer zu den gleichen Ergebnissen. Unter extrinsischer Schließung bzw. „isolationism“ (Lawson 2006, S. 494) ist die Isolation der ökonomischen Modelle von der sie umgebenden Umwelt zu verstehen, damit verzerrende Einflüsse, die auf das Modell einwirken können, ausgeschlossen werden (Lawson, 1997, S. 116f.).<sup>17</sup> Ohne die Konstruktion von isolierten Atomen „the desire to pursue deductive inference would be frustrated“ (Lawson 2006, S. 494), da nur so gewährleistet werden kann, dass unter gegebenen Bedingungen  $x$  das ableitbare Ergebnis  $y$  tatsächlich immer erfolgt (ebd.).

Durch die deduktive Schließung können also geschlossene Kausalketten erzeugt und ökonomische Gesetze abgeleitet werden. Allerdings entsprechen die hier zugrundeliegenden ontologischen Voraussetzungen nicht immer der eigentlichen Natur der sozialen Realität. Lawson (2006) weist darauf hin, dass bestimmte Merkmale der Ontologie des Sozialen mit der Annahme atomistischer, isolierter Akteure nicht in Einklang gebracht werden können. Der soziale Bereich ist ontologisch vielmehr durch eine Reihe von Merkmalen determiniert. So sind soziale Phänomene intrinsisch dynamisch oder prozessual. Ferner sind sie miteinander verbunden und organisch sowie durch soziale Rollen strukturiert. Sie sind ebenso von emergenten und polyvalenten Eigenschaften geprägt (ebd., S. 494ff.). Diese Eigenschaften rechnet Lawson in Abgrenzung zum Mainstream der Heterodoxie zu (ebd.). Die genannten Aspekte zeichnen sich durch die Funktion der Offenheit im Kontrast zur Schließung des Mainstreams aus. Hirte und Thieme (2013) weisen hier gleichwohl auf die die ökonomische Praxis hin, die zeigt, dass diese Offenheit von Seiten der Heterodoxie nicht immer befolgt wird (ebd., S. 52). Die von Lawson unterstellte Ontologie der sozialen Realität führt an dieser Stelle aber im Hinblick auf das Wissenschaftsverständnis der Ökonomik zu einer entscheidenden Erkenntnis. Wenn sich die ontologische Struktur durch eine gewisse Offenheit und Mehrdeutigkeit auszeichnet, können deterministische Gesetze nicht formuliert werden. Auch die Verwendung der formal-deduktiven Methodik verliert dann ihren eigentlich Wert, da die Annahmen der mathematischen Methoden eben nicht der sozialen Realität entsprechen. Für die moderne VWL bedeutet dies dann nun, dass eine singuläre Wahrheit auf Grund der ontologischen Offenheit schlichtweg nicht existieren kann.

---

<sup>17</sup> Diese deduktive Abgeschlossenheit ist es wohl auch, die Ökonomen bewusst oder unbewusst dazu veranlasst, unentwegt von einer Wertneutralität ihrer Modelle und Theorien zu sprechen.

Verlässt man für einen Augenblick diese Sichtweise und nimmt dabei zur Ermittlung einer näherungsweise (singulären) Wahrheit notwendige ontologische Einschränkungen des Untersuchungsgegenstandes vor, obliegt es dann dem methodologischen Verfahren, diese singuläre Wahrheit offenzulegen. Die moderne VWL verfährt hier im Sinne des „Trial and Error“-Prinzips, indem deduktiv hergeleitete Erklärungen mit der Empirie abgeglichen werden. Dabei kann die Induktion aber eben nicht als Beweisverfahren zur Verifikation der Theorie genutzt werden, da das reine Induktionsprinzip erkenntnistheoretisch zu kurz greift. So müssten induktive Erfahrungsschlüsse voraussetzen, dass die Zukunft der Vergangenheit entspricht (Hume 1994, S. 56). Wenn in diesem Zusammenhang versucht wird, die Gültigkeit des Induktionsprinzips durch die Erfahrung und die Vielzahl der erfolgreichen Anwendung des Induktionsprinzips zu beweisen, erfolgt die Rechtfertigung der Induktion durch einen Rückgriff auf die Induktion (ebd., S. 54). Chalmers (2007) folgert daher, dass die Rechtfertigung des induktiven Verfahrens „völlig unbefriedigend“ (ebd., S. 43) ist. Die Induktion kann also nicht als Schlussverfahren genutzt werden, sodass Schlüsse nur auf Grundlage der Deduktion gezogen werden können. Eine endgültige Verifikation von Theorien ist daher nicht möglich. Vielmehr können Theorien allenfalls falsifiziert werden und sich damit als falsch erweisen (Popper 2005, S. 9). Dies bedeutet für Popper aber nicht, dass die Wahrheitssuche nicht auch weiterhin Kernbestand von Wissenschaft sein muss. So bleibt auch das Bestreben der Falsifikation „die Ausschaltung von Irrtümern als Prozeß der Annäherung an die Wahrheit“ (Prim und Tilmann 2000, S. 80). Daher kann der empirische Test zur Prüfung analytischer Urteile a priori aber eben keine Verifikation des Erklärungsmodells, sondern höchstens dessen Falsifikation liefern. Über die unterstellte singuläre Wahrheit ist dann aber kein gesichertes Wissen, sondern allenfalls Vermutungswissen zu generieren. Demnach ist es für die Wissenschaft nicht möglich, die Wahrheit offenzulegen, sondern lediglich den Irrtum zu begrenzen. Solange der empirische Gegenbeweis also nicht gefunden ist, kann jede intersubjektiv nachvollziehbare Behauptung als Vermutungswissen gelten (Heise 2016, S. 13).

Folgt man dieser Argumentation scheint der Fallibilismus also ein sicheres Verfahren der rationalen Theorieauswahl zur Wahrheitsfindung zu bieten. Dies gilt allerdings nur, wenn tatsächlich Sicherheit darüber besteht, ob eine Theorie falsifiziert ist. Auf Pierre Duhem geht in diesem Kontext die Auffassung zurück, dass eine einzelne isolierte Theorie niemals empirisch getestet werden kann, da die Ausgangstheorie immer auch mit anderen Theorien verbunden ist. Eine Theorie ist also immer nur im Zusammenhang mit anderen Hilfstheorien z.B. Messtheorien oder statistischen Verteilungstheorien zu testen. „Das Experiment lehrt uns

bloß, daß unter allen Lehrsätzen [Theorien], die dazu gedient haben, die Erscheinung vorauszusagen und zu konstatieren, daß sie nicht auftritt, mindestens einer ein Irrtum sei“ (Duhem 1998, S. 245). Daraus ergibt sich das nicht unerhebliche Problem, dass nicht festzustellen ist, welche Aussagen tatsächlich falsifiziert werden kann. An dieser Stelle setzt Quine (1980) an, indem er argumentiert, „any statement can be held true come what may, if we make drastic enough adjustments elsewhere in the system“ (ebd., S. 43). Wenn also eine empirische Beobachtung nicht mit der bestimmten Theorie übereinstimmt, besteht somit die Möglichkeit, eine Theorie so zu verändern, dass sie wieder mit den Beobachtungen im Einklang steht. Mit Heise (2016) gesprochen „kann es also zumindest gelingen, einer „ex post“-Falsifikation zu entgehen, selbst wenn der „ex-ante“ Prognosetest nicht bestanden wurde“ (ebd., S. 14). Folglich sind mit empirischen Daten auch verschiedene Theorien vereinbar (Brühl 2017, S. 209). Der Anspruch der Ökonomik nach einer singulären Wahrheit kann also nicht eingelöst werden, selbst wenn dem ontologischen Verständnis des Sozialkonstruktivismus nicht entsprochen wird, sondern anhand des methodologischen Verfahrens des Fallibilismus verfahren wird. Sogar Popper räumte zum Ende seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ein, dass eine Theorie sich niemals als falsch erweisen kann, „in dem Sinne, daß die fragliche Theorie endgültig oder zwingend falsifiziert werden kann“ (Seiffert 1989, S. 84). Für das Selbstverständnis der VWL bedeutet dies, dass sowohl die Wahrheit wie die Falschheit der gewonnenen Erkenntnisse nie endgültig erwiesen werden kann.

Wenn nun also keine singuläre, endgültige Wahrheit mittels eines wissenschaftlichen Demarkationsverfahren gefunden werden kann, steht auch jedes ökonomische Gesetz erkenntnistheoretisch auf einer wackeligen Grundlage. Das wohl bekannteste Gesetz der neoklassischen Ökonomik, wonach der Preis auf Märkten durch das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage entsteht, ist dann eben so keine gesicherte wissenschaftliche Erkenntnis wie die tendenziell fallende Profitrate des Marxismus. Hirte und Thieme (2013) folgern daher, dass sich „[f]ür ökonomische Prozesse [...] keine naturhaften Konstanten identifizieren [lassen], sondern Instanzen, [...] die

- vom Menschen eingeführt (installiert) wurden,
- in einem historischen, räumlichen, sozialen und kulturellen Kontext stehen, der sich natürlich auch verändern und folglich wieder auf sie zurückwirken kann, sowie
- vom Mensch selbst ständig (performativ) beeinflusst bzw. geformt werden“ (ebd., S. 34).

Somit kann im Hinblick auf die vierte Säule des Wissenschaftsverständnis der modernen VWL festgehalten werden, dass Gesetze der bzw. über die Wirtschaft immer daran scheitern, dass *die* Wahrheit erkenntnistheoretisch auch auf Grundlage der Fallibilismus nicht zu beweisen ist bzw. im Sinne des Konstruktivismus lediglich sozialkonstruiert ist. Ebenso kann die soziale Realität ganz grundsätzlich auf Grund ihrer ontologischen Offenheit nicht mit eindeutigen und singulären Ergebnissen beschrieben werden. Während Brodbeck (1998) daher folgert, dass „die Nichtprognostizierbarkeit wirtschaftlicher Tendenzen die Grundlage“ (ebd., S. 73) der VWL sein sollte, ließe sich hier auch eine Verbindung zwischen dem Anspruch der Ökonomik, eine erklärende und prognostizierende Wissenschaft zu sein, und der fehlenden objektiven Wahrheit aufzeigen. Zwar sind singuläre Erklärungen erkenntnistheoretisch nicht zu rechtfertigen, allerdings können wissenschaftliche Erklärungen durchaus artikuliert werden, sofern zugbilligt wird, dass einerseits konkurrierende Erklärungsansätze existieren dürfen, und dass andererseits ontologische Zuschreibungen hierfür notwendig sind. Was der Fall ist, erschließt sich dann aber nicht aus der tatsächlichen ontologischen Struktur des Beobachtungsgegenstandes oder dem methodologischen Demarkationsverfahren, sondern ist im hohen Maße von den sozialen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen des Forschungsprozesses abhängig und lediglich als Vermutungswissen zu bezeichnen.

### **3. Erkenntnisse und Implikationen für die Plurale Ökonomik**

Die hier formulierten Einwände gegen das Wissenschaftsverständnis des ökonomischen Mainstreams und auch von Teilen der Heterodoxie sind für die inhaltliche Positionierung der Pluralen Ökonomik mit wichtigen Schlussfolgerungen verbunden. So ist nicht nur die Existenz (Konstruktivismus) bzw. zumindest die Erkennbarkeit (Duhem-Quine-These) einer singulären Wahrheit in Frage zu stellen, sondern auch ganz grundsätzlich die Überlegenheit der ökonomischen Methodik ebenso wie der Anspruch der Wertneutralität. Einzig das kognitive Ziel des Erklärens kann unter der Einschränkung, dass deterministische Gesetze nicht mit einem singulären Wahrheitsanspruch formuliert werden können, aufrecht gehalten werden.

Daraus lassen sich nun zwei grundsätzliche Ausrichtungen der Kritik am Wissenschaftsverständnis des Mainstreams und seiner positivistischen Ontologie ableiten. In diesem Zusammenhang erkennen Dimmelmeier et al. (2019) innerhalb des Dunstkreises der Pluralen Ökonomik zum einen die Position, „dass eine reale Wirtschaft existiert, auch unabhängig von der spezifischen wissenschaftlichen Analyse“ (ebd., S. 32) und zum anderen eine Position, die auf der ontologischen Ebene relativistisch bzw. konstruktivistisch

argumentiert, indem die Annahme vertreten wird, dass die Realität von der Wissenschaft beeinflusst wird. Auf der epistemologischen Ebene hingegen vertreten beide Ausrichtungen ein relativistisches Wissenschaftsverständnis, wobei der Erkenntnisprozess aus Sicht einer real-relativistischen Perspektive (Kritischer Realismus) von der Methodenauswahl und den Annahmen abhängig ist, während aus relativistischer bzw. konstruktivistischer Perspektive sowohl verschiedene Sichtweisen als auch unterschiedliche Realitäten existieren (ebd., S. 32f.). Objektives Wissen existiert aus Sicht der Konstruktivisten folglich nicht, wohingegen der Kritische Realist zwar von einer Existenz objektiven Wissens ausgeht, allerdings „on the account of the object of enquiry (the economic system as an ‚an open system‘) and the methodological restrictions of the discipline (as a non-experimental science, it is subject to the Duhem-Quine-thesis), there is no ultimate method“ (Heise 2018, S. 39). Es ist daher eben auch keine „ultimate method of discriminating“ (ebd.) vorhanden, auf deren Grundlage eine inhaltliche Klassifizierung verschiedener Ansätze vorzunehmen ist.

### Multiparadigmatische Plurale Ökonomik

Die Plurale Ökonomik kann sich in dieser Gemengelage daher zunächst (1) den Überlegungen des Kritischen Realismus anschließen und dabei – der grundlegenden Ausrichtung der Mainstream-VWL folgend – auf die methodologische Offenlegung von Wahrheit im Sinne des kognitiven Zieles des Erklärens ausgerichtet sein. Hier würde es der Pluralen Ökonomik dann ebenfalls um das Erklären von allgemeinen ökonomischen Wahrheiten gehen, allerdings mit der Einschränkung, dass das „one world-one truth“-Prinzip<sup>18</sup>, das auf einem geschlossenen und vollständig analysierbaren System basiert, eben nicht anzuwenden ist. So sollte hingegen ein offenes System der sozialen Realität zu Grunde gelegt werden und lediglich Vermutungswissen<sup>19</sup> verlautbart werden. Diese ontologische Offenheit erfordert dann explizit einen Paradigmenpluralismus, da sich dieser insbesondere durch einen Pluralismus auf der ontologisch-heuristischen Dimension<sup>20</sup> kennzeichnet. Unter Bezugnahme des Lakatos'schen Forschungsprogramms lässt sich ein Paradigma gemäß Heise (2014, 2017b) ganz allgemein auf folgenden Klassifizierungsdimensionen definieren: „1) methodisch lässt sich eine bestimmte

---

<sup>18</sup> Die „one world, one truth“-Hypothese als Arbeitsweise bleibt gleichwohl bestehen.

<sup>19</sup> Vermutungswissen kann in diesem Verständnis solange als Wahrheit betrachtet werden, bis es durch empirische Evidenz oder deduktive Unzulänglichkeiten nicht klar falsifiziert worden ist.

<sup>20</sup> „Heuristik im klassischen Sinn ist der Grundgedanke, den wissenschaftlichen Fortschritt auf eine leistungsfähige Suchstrategie zurückzuführen, die einerseits Willkür und Beliebigkeit ausschaltet, die sich aber andererseits nicht durch ein fehlgeleitetes Streben nach Sicherheit der Erkenntnis oder durch Beachtung zu enger Regeln der Logik oder Methodologie davon abbringen läßt, neue Entwürfe zu wagen“ (Homann 1988, S. 90).

Methodologie benennen, die als akzeptabel (und also wissenschaftlich) gilt; 2) epistemologisch lassen sich einige Kernannahmen (Axiome) herausarbeiten, die der Modellbildung zugrundeliegen; 3) heuristisch lässt sich im Rahmen der „negativen Heuristik“ benennen, welche der aus den Kernannahmen hergeleiteten Postulate des Forschungsprogramms nicht in Frage gestellt werden (dürfen)“ (Heise 2017b, S. 62).

Bei der Abgrenzung zwischen verschiedenen paradigmatischen Ausrichtungen spielt dabei, wie angesprochen, die ontologisch-heuristische Dimension die entscheidende Rolle (Vgl. hierzu Homann 1988). Da in diesem Zusammenhang der ontologischen Offenheit der sozialen Realität zu entsprechen ist, sind sogar ganz notwendigerweise heuristische Vorannahmen zu treffen und ontologische Zuschreibung vorzunehmen, die durch verschiedene prä-analytische Vorstellungen dann in einer Vielzahl unterschiedlicher Heuristiken münden können. Heise (2020) führt in diesem Kontext an, “there are three different pre-analytical visions in economic theorizing: mainstream or standard economics is based [...] on intertemporal exchange, post-Keynesianism on nominal obligations (creditor-debtor-relationships) and Marxism on power relations as basic constituents” (ebd., S. 4). Die ontologisch-heuristische Grundlage eines jeden Paradigmas ist dabei dann bis zu einem gewissen Grad auch durch normative Elemente definiert. Die strenge Auslegung des Wertfreiheits-Postulats von Seiten der Mainstream-VWL stößt an dieser Stelle an ihre Grenzen, da der Grundgedanke einer Heuristik immer auch von einer bestimmten, nicht-neutralen Wahrnehmung der Welt gekennzeichnet ist. Wertfreiheit im Sinne von Max Weber erfordert hier dagegen lediglich den Werteeinfluss auf die theoretischen Annahmen offen zu legen. Die Plurale Ökonomik im Sinne des Kritischen Realismus kann daher nur in der Weber’schen Lesart als wertfrei bezeichnet werden.

In heuristischer Perspektive zeichnet sich derweil das Mainstream-Paradigma durch eine Orientierung am Walras-Gesetz und der damit verbundenen Stabilität und Optimalität der marktlichen Koordinierungslösung aus. Auf epistemologischer Ebene ist der Mainstream zunächst durch Rationalität, Substituierbarkeit und Ergodizität als die Grundaxiome seines harten Kerns gekennzeichnet (Vgl. Davidson 1984; Heise 2017b). Gleichwohl sind es die Ansätze der Verhaltens- und Neuroökonomik, die beschränkte Rationalität in ihre Überlegungen aufgenommen haben und damit auf axiomatischer Ebene durch die Infragestellung einiger Kernannahmen eine gewisse Variation innerhalb des Mainstreams bewirken. Erst wenn sich ökonomische Ansätze aber in ihren prä-analytischen Vision unterscheiden, kann von einem tiefergehenden Pluralismus und davon ausgehend einem

„Neuen Ökonomischen Denken“ gesprochen werden, welches sich substantiell von der Geisteshaltung des neoklassisch geprägten Mainstreams abgrenzt.

An dieser Stelle ist darauf zu verweisen, dass dies teilweise mit der Forderung nach Pluralismus auf theoretischer Ebene des Netzwerks Plurale Ökonomik wohl auch gemeint ist. Allerdings geht ein Paradigma eben darüber hinaus geht „was in der Wissenschaftstheorie heute unter diesem Begriff [Theorie] verstanden wird“ (Ziegler 2008, S. 12). Im Unterschied zu Paradigmen stellen Theorien lediglich epistemologische Systeme deduktiver Logik dar und bilden dabei die analytische Struktur eines Paradigmas (Heise 2020, S. 8f.). Wenn die Forderung nach Theoriepluralismus über einige axiomatische Anpassungen innerhalb der ontologisch-heuristischen Grenzen des Walras-Gesetzes hinausgeht, die der Mainstream in Form der *axiomatischen Dissenters* bereits aufweist, ist sinnvoller Weise statt eines Theorienpluralismus ein Paradigmenpluralismus zu fordern.

Dies bedeutet dann ganz konkret, dass die Plurale Ökonomik einen „interested pluralism“ (Dobusch und Kapeller 2012, S. 1043) – also eine inhaltliche und methodische Auseinandersetzung der unterschiedlichen Paradigmen – zur Diskussion stellt. Dieses Herangehen kann gepaart mit dem kognitiven Ziel der Disziplin und den methodologischen Anforderungen des positivistischen Fallibilismus in Form des Kritischen Realismus als *plurales Erklären* allgemeiner, ökonomischer Sachverhalte bezeichnet werden. Bei diesem *pluralen Erklären* im Rahmen eines „Paradigmenpluralismus als einzig adäquates Erkenntnismodell“ (Heise 2016, S. 26) muss es der Pluralen Ökonomik darum gehen, die marginalisierten Paradigmen der Heterodoxie – die *ontologisch-heuristischen Dissenters* wie den Postkeynesianismus oder den Marxismus – ebenso wie Ansätze des Mainstreams gleichberechtigt in den Erkenntnisprozess<sup>21</sup> einzubinden und den jeweiligen Werteeinfluss zu deklarieren. Diese *multiparadigmatische Plurale Ökonomik* umfasst darüber hinaus selbstredend auch einen Pluralismus auf theoretischer und methodischer Ebene. Hier gilt allerdings, dass die verwendeten Methoden die methodologischen Vorgaben des positivistischen Fallibilismus durch geeignete Techniken in intersubjektiv nachprüfbar Ergebnisse übertragen müssen. So sind narrative Ansätze gerade auf deduktiv-theoretischer Ebene in keiner Weise weniger geeignet, ökonomische Zusammenhänge treffend darzustellen, als dies durch mathematische Formalisierung der Fall wäre. Die (überbordende)

---

<sup>21</sup> Damit ist nicht zwangsläufig gemeint, dass jeder Wissenschaftler verschiedene paradigmatische Zugänge in seine individuelle Arbeit integriert. Vielmehr soll sich die paradigmatische Pluralität in der aggregierten Arbeitsweise der gesamten Disziplin wiederfinden.

Mathematisierung innerhalb der VWL ist vielmehr kritisch zu hinterfragen und die Anwendbarkeit der mathematischen Methoden im Hinblick auf den jeweiligen Kontexten explizit prüfen (Vgl. Lawson 2001, 2006, 2012). Die Verbindung von Wirtschaftswissenschaften und der Mathematik ist in diesem Kontext eben nicht als natürliche Verbindung zu betrachten, sondern als das Ergebnis der Wandlung der sozialen Wahrnehmung von Marktprozessen, die in der modernen VWL tendenziell als invariant und symmetrisch wahrgenommen werden (Mirowski 1991, S. 155).<sup>22</sup>

### Methodologisch-pragmatisch oder methodologisch-radikal

Über diese Überlegungen zur Ausgestaltung *einer multiparadigmatischen Pluralen Ökonomik* geht dann (2) die Ausrichtung einer „*methodologisch-radikalen*“ *Pluralen Ökonomik* auf der einen Seite bzw. einer „*methodologisch-pragmatischen*“ *Pluralen Ökonomik* auf der anderen Seite hinaus. Während ein Paradigmenpluralismus grundsätzlich mit einem Monismus auf methodologischer Ebene vereinbar ist, stellt eine radikalere Auslegung des Pluralismus-Begriffs diesen Monismus in Frage und umfasst ganz explizit auch einen *methodologischen Pluralismus*. Grundsätzlich setzt dieser voraus, dass die Realität als offenes System betrachtet wird, was allerdings nicht zwangsläufig bedeuten muss, dass die Singularität von Realität in Frage gestellt wird. Da ein offenes System nicht vollständig analysierbar ist, muss hier konsequenterweise gelten, dass auch keine einzelne Methodologie vorliegen kann, anhand derer, eine solche Analyse vorgenommen werden kann. Dow (1997) argumentiert daher, dass „the recognition of the inevitability of a range of methodologies [...] is the logical outcome of an open-systems epistemology or ontology“ (ebd., S. 97). Gleichwohl kann hier eingeräumt werden, dass die Vorstellung der Realität als ein offenes System bedeutet, dass Wissen nur gewonnen werden kann, wenn mit der Realität als geschlossenem System verfahren wird.<sup>23</sup>

Auch wenn in diesem Kontext nun die Ontologie eines geschlossenen Systems angenommen wird, kann methodologischer Pluralismus auch auf die grundsätzliche Limitation einer singulären Methodologie zurückgeführt werden. In diesem Zusammenhang ist bereits deutlich gemacht worden, dass das Demarkationsverfahren des positivistischen Fallibilismus den hochgehängten Anspruch der singulären Wahrheitsfindung nicht gerecht werden kann. Samuels

---

<sup>22</sup> Es ist folglich nicht verwunderlich, dass sich Mathematik zur entscheidenden Technik einer im Selbstverständnis axiomatischen, deduktiven Disziplin entwickelt hat.

<sup>23</sup> Auf der anderen Seite gilt aber auch, „even if reality is a closed system, it can be argued that human knowledge inevitably cannot encompass the full system, so that it must itself conform to an open system“ (Dow 1997, S. 90).

(1997) weist sogar ganz grundsätzlich darauf hin, dass „we cannot solely rely on any singular methodology, because all of them have their internal and external limits“ (ebd., S. 74). Folglich kann auch keine methodologische Position im Erkenntnisprozess a priori ausgeschlossen werden. Methodologischer Pluralismus basiert daher auf dem Verständnis, dass eben keine methodologischen Regeln uneingeschränkt als überlegen angesehen werden können. So existiert kein Meta-Kriterium, das über die Wertigkeit verschiedener Methodologien entscheiden kann. Daraus folgt dann unweigerlich die Existenz und Legitimität unterschiedlicher methodologischer Ausrichtungen (ebd.). Da über die Realität – sowohl im Sinne eines geschlossenen als auch eines offenen Systems – kein gesichertes Wissen vorliegen kann und Wissen damit immer mit Unsicherheit verbunden ist, fehlt letztlich auch die Basis, um darüber zu entscheiden, was der beste Weg ist, um dieses Wissen zu generieren. Dow (1997) argumentiert in diesem Zusammenhang weiter, dass ein methodologischer Pluralismus als das Mittel zu verstehen ist, durch das Wissen grundsätzlich gemehrt werden kann, da Wissen allgemein als ein offenes System zu betrachten ist (ebd., S. 96). Sie folgert in diesem Verständnis treffend: „Variety is seen as producing a more robust basis for knowledge than any single, conclusive, methodology“ (Dow 2004, S. 281).

Richtigerweise ist an dieser Stelle nun einzuwenden, dass der methodologische Pluralismus einem logischen Widerspruch aufgesessen ist, da er ja gerade die allgemeingültige Basis eines solchen allumfassenden Arguments ablehnt. So besteht durchaus auch die Gefahr, dass durch eine radikale Auslegung des methodologischen Pluralismus die Grundlage für einen wissenschaftlichen Diskurs erodiert (ebd., S. 281f.). Davis (1999) führt hier den Begriff des „principled relativism“ (ebd., S. 166) ein, wonach die „ability to explain the relative character of discourse turns on the principles involved in reading across discourses“ (ebd.). Demnach ist ein reiner und unbeschränkter Pluralismus sowohl logisch als auch praktisch unhaltbar (Dow 2004, S. 282). Aus dieser Sichtweise heraus argumentiert dann wohl auch Heise (2016), wenn er davon spricht, dass ein methodologischer Pluralismus wissenschaftstheoretisch nicht zu rechtfertigen ist (ebd., S. 21). Gleichwohl muss dies dann konsequenter Weise auch für einen methodologischen Monismus gelten. Es bleibt daher also in gewisser Weise *eine willkürliche Entscheidung*, ob auf methodologischer Ebene eine monistische oder eine pluralistische Ausrichtung präferiert wird.

Eine Plurale Ökonomik, die die Überlegenheit einer singulären Methodologie in Frage stellt, aber gleichzeitig dem Kritischen Realismus in dessen Grundausrichtung folgt, sollte daher

einen methodologischen Pluralismus zur Debatte stellen, der es ermöglicht, dass verschiedene methodologische Ausrichtungen miteinander kommunizieren können. Es ist also ein *praktikabler Pluralismus* notwendig, der einige identifizierbare Merkmale aufweist, um eine gemeinsame Diskursgrundlage innerhalb einer Disziplin zu schaffen. Dow (2004) spricht in diesem Kontext von einem „structured pluralism“. Auch Samuels (1997) fordert gewisse Grundprinzipien, die ein methodologischer Pluralismus erfüllen muss, um eine methodologische Anarchie ebenso wie einen methodologischen Monismus zu verhindern. Plakativ formuliert fasst er dies folgendermaßen zusammen: „What is needed is clear identification of the varying epistemological [and ontological] credentials of each statement or theory, and to let each scholar make up his or her mind what to accept“ (Samuels 1997, S. 77). So basiert die Kommunikation zwischen Anhängern und Verteidigern verschiedener methodologischer Ansätze – ähnlich wie bei Theorien auch – auf dem Vergleich und der Gegenüberstellung der verschiedenen Ziele, der verschiedenen paradigmatischen Strukturen, der verschiedenen Variablen und der unterschiedlichen Argumentationsmuster. Dabei muss auch offengelegt werden, welche ontologische Grundlage ein bestimmter methodologischer Ansatz gewählt hat, und welche Limitationen dieser wiederum aufweist (ebd., S. 75ff.). Ein solcher methodologischer Pluralismus muss dabei dann auch aufgreifen, „that theory can perform several roles, and that different modes of practising economics do not perform all roles“ (ebd., S. 76). Diese Funktionen erstrecken sich dann von kognitiven Zielen wie Erklärungen, Beschreibungen oder Vorhersagen über Fragen zur Definition der Realität oder der epistemologischen Struktur bis hin zu Aspekten wie Legitimation und Kritik (ebd.). Ein methodologischer Pluralismus setzt also voraus, dass die VWL nicht nur eine Vielzahl kognitiver Ziele umfasst, die über das Erklären und Prognostizieren hinausgehen, sondern dass sie sich auch reflexiv mit den wissenschaftstheoretischen und ideologischen Grundlagen sowie den soziologischen Strukturen innerhalb der eigenen Disziplin auseinandersetzt. So mag es dabei aber durchaus einige Funktionen geben, bei denen eine Festlegung auf den positivistischen Fallibilismus im Anschluss an einen innerdisziplinären, methodologischen Diskurs sinnvoll erscheint. Eine grundsätzliche Festlegung – ohne eine sich stetig vollziehende Auseinandersetzung über das Für und Wider verschiedener methodologischer Ansätze – ist allerdings explizit von einer „*methodologisch-pragmatischen*“ *Pluralen Ökonomik* abzugrenzen.

Wenn sich die Plurale Ökonomik nun hingegen auf epistemischer Ebene einer anderen Erkenntnistheorie als dem Kritischen Realismus bzw. dem Kritischen Rationalismus zuwendet,

ergibt sich daraus die Variante der „*methodologisch-radikalen*“ *Pluralen Ökonomik*. So grenzt sich eine erkenntnistheoretische Fundierung im Sinne des Relativismus oder Konstruktivismus klar von der aktuellen, gegenstandsbezogenen Ausrichtung der VWL ab, da beide Ansätze<sup>24</sup> davon ausgehen, dass es keine allgemeingültige Wahrheit geben kann und die Realität immer erst durch den Erkenntnisprozess konstruiert wird. „In diesem Fall, der ja die Existenz von ‚objektiver Wahrheit‘ bestreitet und folglich kein Demarkationsverfahren benötigt, wäre auch eine rationale Beschränkung dieser Demarkationsverfahren nicht begründbar“ (Heise 2016, S. 21). „If the justification of methodological pluralism is epistemic, then [...] epistemic pluralism is a recognition that there are different understandings of reality and how knowledge is constructed“ (Dow 1997, S. 96). Eine erkenntnistheoretische Fundierung im Sinne des Relativismus oder Konstruktivismus grenzt sich eben in ihrer gegenstandsbezogenen Ausrichtung klar vom Kritischen Rationalismus/Kritischen Realismus ab, indem die Singularität von Realität und mit ihr das „one world, one truth“-Prinzip in Frage gestellt wird.

Ein methodologischer Pluralismus kann in dieser Ausrichtung daher durchaus als ein „anything goes“ im Sinne von Paul Feyerabend (1986) bezeichnet werden. Dow (1997) verweist in diesem Kontext auch darauf, dass methodologischer Pluralismus in der traditionellen epistemischen Lesart als eine *Nicht-Methodologie* interpretiert wird, da er keine allgemeingültigen Regeln etabliert (ebd., S. 96). Da eine solche methodologische Ausrichtung nicht auf der Offenlegung objektiven Wissens liegt, kann die „*methodologisch-radikale*“ *Plurale Ökonomik* eine kritische, wertende Perspektive auf gesellschaftliche Verhältnisse einnehmen und dabei auf die Verbesserung der allgemeinen Lebensstandards drängen. Gerade durch die Verwendung post-strukturalistischer Ansätze kann die Plurale Ökonomik die (mögliche) Dekonstruktion ökonomischer Verhältnisse und Strukturen aufzeigen.

Wenn die Plurale Ökonomik nun also die Existenz („*methodologisch-pragmatisch*“) oder sogar die Notwendigkeit („*methodologisch-radikal*“) eines geeigneten Demarkationsverfahren ablehnt und damit einen methodologischen Pluralismus fordert, übertritt sie die gegenwärtigen, disziplinären Grenzen der VWL. So ist die historische Bruchstelle zwischen den Wirtschaftswissenschaften und der Wirtschaftssoziologie eben in dieser methodologischen Konstellation verankert. Genau mit dieser Bruchstelle muss sich aber die Plurale Ökonomik im Besonderen auseinandersetzen, da ja gerade die Interdisziplinarität eine Kernforderung des

---

<sup>24</sup> Auch der Pragmatismus geht von einem relativistischen Realitätsbezug aus, allerdings wird der Wahrheitsgehalt einer Theorie an ihrem praktischen Nutzen bemessen.

Netzwerks darstellt. Bisher sind Ansätze, die das Prinzip des positivistischen Fallibilismus als einzig praktiziertes Verfahren ablehnen, in den Nachbarwissenschaften der Soziologie und Politologie zu finden. Eine strenge Auslegung der Forderung nach Interdisziplinarität mündet in diesem Kontext in einer „Einheit der Sozialwissenschaft“ (Vgl. Hesse 2010; Kempfski 1956). Diese würde dann auch durch einen verstehenden Zugang zum Beobachtungsgegenstand Wirtschaft bestehen und in einer methodologischen Integration von Soziologie und Wirtschaftswissenschaft in einer singulären Sozialwissenschaft münden oder zumindest die Grenzen zwischen den einzelnen Disziplinen aufweichen. Eine solche Ausrichtung ist beispielsweise in der Sozialökonomie zu finden, die sich dem Beobachtungsgegenstand Wirtschaft durch einen interdisziplinären Zugang mit einer „verstehend-erklärende[n] Vorgehensweise“ (Maurer 2015, S. 60) nähert, dabei allerdings andere methodische und inhaltliche Zugänge als die Standardökonomik wählt. Bisher ist die Sozialökonomie allerdings lediglich eine relativ lose Ansammlung verschiedener Ansätze, die die Gemeinsamkeit aufweisen, Wirtschaft und Gesellschaft zusammenzudenken. Maurer (2015) fasst daher treffend zusammen, dass „[d]ie weitere Ausarbeitung eines integrativen Programms ‚Sozioökonomie‘ [...] wesentlich davon abhängen [wird], ob es gelingt, die vorliegenden Ansätze zu ordnen und Programme auf Basis gemeinsamer methodologischer Grundbausteine zu identifizieren und zu etablieren“ (ebd., S. 59). Genau dieses Vorhaben kann sich die Plurale Ökonomik mit ihrer Forderung nach Interdisziplinarität zu eigen machen. Gleichwohl würde dies – in Abgrenzung zur einer *multi-paradigmatischen Pluralen Ökonomik* – bedeuten, eher auf das Verstehen historisch und institutionell spezifischer Situationen und Phänomene abzielen und den disziplinären Anspruch, objektives Wissen zu generieren, hinter sich zu lassen. Eine solche interdisziplinäre Plurale Ökonomik kann als Ausdruck einer „sozialwissenschaftliche[n] Wirtschaftsforschung“ (Hedtke 2015, S. 27) verstanden werden.

Eine ähnliche Ausrichtung wäre auch mit einer methodologischen Öffnung zur Kritischen Politischen Ökonomie verbunden. Die Politische Ökonomie zeichnet sich insbesondere durch einen inhärent politischen Charakter aus. So fordert sie ganz explizit das Wertfreiheitspostulat der Mainstream-VWL heraus und ist daher stark sozialreformistisch orientiert. In klarer Abgrenzung zu diversen heterodoxen Ansätzen setzt die Herausforderung des Mainstream eben nicht bei der Entwicklung besserer ökonomischer Modelle mit höherer Erklärungskraft an, sondern bei einem dezidiert politischen Verständnis von Wirtschaft (Stilwell 2016, S. 45f.). „Thus, the unity may come from a “world view” of the capitalist economy structured by power relations and prone to inequality and crises. The common ground may also be methodological,

emphasising a shared commitment to analysis of the historically-contingent character of economic phenomena rather than “equilibrium” conditions. The common ground may also be explicitly political, emphasising the mission of putting democratic politics in command vis-a-vis market forces“ (ebd., S. 44). Politische Ökonomie impliziert daher ein wesentlich breiteres Verständnis von *der* Wirtschaft, die in einem historischen, sozialen und politischen Kontext verankert ist (ebd., S. 42). Insgesamt ist die Politische Ökonomie daher auch als ein interdisziplinärer Zusammenschluss<sup>25</sup> mit der Soziologie, Politikwissenschaft oder den Geschichtswissenschaften zu verstehen.

#### **4. Fazit**

Insgesamt scheint aber die *multi-paradigmatische Plurale Ökonomik* gegenwärtig die realistischste Ausrichtung zur Pluralisierung der Wirtschaftswissenschaften zu sein. Dies liegt gleichwohl weniger an der paradigmatischen Offenheit des Mainstreams, da die Akzeptanz verschiedener prä-analytischer Visionen auf heuristischer Ebene nicht ohne außerdisziplinäre Einflüsse zu erwarten ist, sondern daran, dass eine methodologische Pluralisierung den aktuellen wissenschaftlichen Status der Disziplin derartig in Frage stellt, dass dies wohl auch von Vertretern der Heterodoxie keine umfassende Unterstützung erfahren würde. Dies soll allerdings nicht als Abgesang auf einen methodologischen Pluralismus verstanden werden. Vielmehr greift eine methodologische und erkenntnistheoretische Offenheit ganz explizit die Einschränkungen im Wissenschaftsverständnis der Mainstream-VWL auf, sodass die „*methodologisch-radikale*“ bzw. „*methodologisch-pragmatische*“ *Plurale Ökonomik* als ein intellektuelles Angebot einer substanzielleren Kritik an der Konstitution der modernen VWL zur Debatte gestellt wird.

---

<sup>25</sup> Die Forderung nach Interdisziplinarität kann auch eine multi-paradigmatische Plurale Ökonomik aufgreifen, indem sie zwar die disziplinären Grenzen zwischen der VWL und den übrigen Sozialwissenschaften unberührt lässt, im Forschungsprozess aber auf deren Erkenntnisse zurückgreift. Dies gilt auch dann, wenn diese im Rahmen einer anderen Erkenntnistheorie oder Methodologie gewonnen worden sind, um so ein beschränktes Vorverständnis zu vermeiden und ein tieferes Verständnis für den eigenen Untersuchungsgegenstand zu gewinnen.

## Literaturverzeichnis

- Bachmann, R. (2017): Zur aktuellen Pluralismusdebatte in der Ökonomik: Ansichten eines wohlwollenden Pluralismuskritikers. *Wirtschaftsdienst*, 97(12), 843-848.
- Backhaus, J. und Hansen, R. (2000): Methodenstreit in der Nationalökonomie. *Journal for General Philosophy of Science*, 31(2), 307-336.
- Backhouse, R. und Cherrier, B. (2014): Becoming applied: The transformation of economics after 1970. *The Center for the History of Political Economy Working Paper Series*(2014-15).
- Backhouse, R. und Cherrier, B. (2017): The age of the applied economist: the transformation of economics since the 1970s. *History of Political Economy*, 49(Supplement), 1-33.
- Bäuerle, L. (2017): Die ökonomische Lehrbuchwissenschaft–Zum disziplinären Selbstverständnis der Volkswirtschaftslehre. *Momentum Quarterly-Zeitschrift für sozialen Fortschritt*, 6(4), 252-270.
- Becker, J. (2017): Das „richtige“ Maß an Pluralität und das Problem des fehlenden Adressaten. *Wirtschaftsdienst*, 97(12), 835-838.
- Beckert, J., Diaz-Bone, R. und Ganßmann, H. (2007): Einleitung. In J. Beckert, R. Diaz-Bone und H. Ganßmann (Hrsg.), *Märkte als soziale Strukturen* (S. 19-39). Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Blaug, M. (1980): *The Methodology of Economics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brodbeck, K.-H. (1998): *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Brühl, R. (2017): *Wie Wissenschaft Wissen schafft: Wissenschaftstheorie und-ethik für die Sozial-und Wirtschaftswissenschaften*. Konstanz und München: UTB.
- Büter, A. (2012): *Das Wertfreiheitsideal in der Sozialen Erkenntnistheorie: Objektivität, Pluralismus und das Beispiel Frauengesundheitsforschung*. Frankfurt am Main: Editiones Scholasticae.
- Caldwell, B. (1982): *Beyond Positivism. Economic Methodology in the Twentieth Century*. New York: George Allen & Irwin.
- Chalmers, A. F. (2007): *Wege der Wissenschaft: Einführung in die Wissenschaftstheorie* (6). Berlin: Springer VS.
- Colander, D., Holt, R. und Rosser Jr, B. (2004): The changing face of mainstream economics. *Review of Political Economy*, 16(4), 485-499.
- Davidson, P. (1984): Reviving Keynes's revolution. *Journal of Post Keynesian Economics*, 6(4), 561-575.
- Davidson, P. (2004): A response to King's argument for pluralism. *Post-autistic economics review*, 24(1), 1-6.

- Davis, J. B. (1999): Postmodernism and identity conditions for discourses. In R. Garnett (Hrsg.), *What Do Economists Know?: New Economics of Knowledge* (S. 155-168). London: Routledge.
- Debreu, G. (1986): Theoretical Models: Mathematical Forms and Economic Content. *Econometrica*, 54(6), 1259-1270.
- Dimmelmeier, A., Hafele, J. und Theine, H. (2019): „Die Daten sind nun einmal die Daten“. Legitimationsmuster und Wissenschaftsverständnisse in der Pluralismusdebatte. In D. J. Petersen, D. Willers, E. Schmitt, R. Birnbaum, J. H. E. Meyerhoff, S. Gießler und B. Roth (Hrsg.), *Perspektiven einer pluralen Ökonomik* (S. 25-41). Wiesbaden: Springer VS.
- Dobusch, L. und Kapeller, J. (2009): "Why is Economics not an Evolutionary Science?" New Answers to Veblen's Old Question. *Journal of Economic Issues*, 43(4), 867-898.
- Dobusch, L. und Kapeller, J. (2012): Heterodox United vs. Mainstream City? Sketching a framework for interested pluralism in economics. *Journal of Economic Issues*, 46(4), 1035-1058.
- Dow, S. C. (1997): Methodological pluralism and pluralism of method. In A. Salanti und E. Screpanti (Hrsg.), *Pluralism in economics: New perspectives in history and methodology* (S. 89-99). Cheltenham und Brookfield: Edward Elgar.
- Dow, S. C. (2004): Structured pluralism. *Journal of Economic Methodology*, 11(3), 275-290.
- Duhem, P. (1998): *Ziel und Strukturen der physikalischen Theorien*. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Dutt, A. K. (2014): Dimensions of pluralism in economics. *Review of Political Economy*, 26(4), 479-494.
- Ebner, A. (2014): Ökonomie als Geisteswissenschaft? In H. D. Kurz (Hrsg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXVIII. Die Ökonomik im Spannungsfeld zwischen Natur- und Geisteswissenschaften im Licht des jüngsten Methodenstreits* (S. 73-106). Berlin: Duncker & Humboldt.
- Egan-Krieger, T. v. (2014): *Die Illusion wertfreier Ökonomie. Eine Untersuchung der Normativität heterodoxer Theorien*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Ehnts, D. und Zeddies, L. (2016): Die Krise der VWL und die Vision einer Pluralen Ökonomik. *Wirtschaftsdienst*, 96(10), 769-775.
- Erlei, M. (2015): Was ist richtig an der Kritik heterodoxer Ökonomen. *Wirtschaftliche Freiheit. Das ordnungspolitische Journal*, 23. September 2015.
- Feyerabend, P. (1986): *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache - Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Fricke, T. (2017): *Altes Einheitsdenken oder neue Vielfalt? Eine systematische Auswertung der großen Umfragen unter Deutschlands Wirtschaftswissenschaftler\_innen*. FGW-Studien, 3/2017.
- Friedman, M. (1953): The methodology of positive economics. *Essays in positive economics*, 3(3), 3-43.
- Funke, M., Lucke, B. und Straubhaar, T. (2005): *Hamburger Appell*. Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut.
- Gadenne, V. (2014): Modelle und Idealisierungen in den Wissenschaften. In K. Hirte, S. Thieme und W. O. Ötsch (Hrsg.), *Wissen! Welches Wissen? Zur Wahrheit, Theorien und Glauben sowie ökonomischen Theorien* (S. 133-163). Marburg: Metropolis-Verlag.
- Gießler, S. (2015): Wertfreiheit und Objektivität: eine wissenschaftsphilosophische Kritik an der epistemischen Autorität wirtschaftswissenschaftlicher Theorien und Methoden. *Soziologiemagazin: publizieren statt archivieren*, 8(1), 56-80.
- Graupe, S. (2013): Verstehen und Verständigung aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht. In H. R. Yousefi und K. Fischer (Hrsg.), *Verstehen und Verständigung in einer veränderten Welt* (S. 117-125). Wiesbaden: Springer VS.
- Habermas, J. (1967): *Zur Logik der Sozialwissenschaften, Sonderheft der Philosophischen Rundschau*. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.
- Habermas, J. (1968): *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hahn, F. H. (1992): Reflections. *Royal Economics Society Newsletter* 77.
- Haucap, J. und Mödl, M. (2013): Zum Verhältnis von Spitzenforschung und Politikberatung: Eine empirische Analyse vor dem Hintergrund des Ökonomenstreits. *Perspektiven der Wirtschaftspolitik*, 14(3-4), 346-378.
- Hausman, D. M. (1994): Why look under the hood. In *The philosophy of economics: An anthology* (S. 217-221). Cambridge: Cambridge University Press.
- Hausman, D. M. und McPherson, M. S. (1998): *Economic analysis and moral philosophy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hedtke, R. (2015): Was ist und wozu Sozialökonomie? Zur Topographie eines unübersichtlichen Feldes In R. Hedtke (Hrsg.), *Was ist und wozu Sozialökonomie?* (S. 19-69). Wiesbaden: Springer VS.
- Heise, A. (2014): The future of economics in a Lakatos–Bourdieu framework. *International Journal of Political Economy*, 43(3), 70-93.
- Heise, A. (2016): *Pluralismus in den Wirtschaftswissenschaften-Klärungen eines umstrittenen Konzepts. Expertise für die Hans Böckler Stiftung*. IMK Study.
- Heise, A. (2017a): Defining economic pluralism: ethical norm or scientific imperative. *International Journal of Pluralism and Economics Education*, 8(1), 18-41.

- Heise, A. (2017b): Die Ökonomik als wissenschaftliches Macht- und Schlachtfeld: Eine Analyse im Lichte Bourdieus und Lakatos'. In J. Maeße, H. Pahl und J. Sparsam (Hrsg.), (S. 55-81). Wiesbaden: Springer VS.
- Heise, A. (2017c): *Wirtschaftspolitischer Diskurs ohne Alternativen: Zur Notwendigkeit einer pluralen Ökonomik*. Discussion Papers, Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien, Universität Hamburg.
- Heise, A. (2018): Reclaiming the University: transforming economics as a discipline. *Journal of Philosophical Economics*, 11(2), 37-66.
- Heise, A. (2020): Comparing Economic Theories or: Pluralism in Economics and the Need for a Comparative Approach to Scientific Research Programmes. *Discussion Papers, Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien*.
- Heise, A., Sander, H. und Thieme, S. (2017): *Das Ende der Heterodoxie? Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften in Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hempel, C. (1965): *Aspects of Scientific Explanation, and Other Essays in the Philosophy of Science*. New York: The Free Press.
- Hesse, J.-O. (2010): *Wirtschaft als Wissenschaft: Die Volkswirtschaftslehre in der frühen Bundesrepublik*. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Hirte, K. und Thieme, S. (2013): Mainstream, Orthodoxie und Heterodoxie: Zur Klassifizierung der Wirtschaftswissenschaften. *ZÖSS Discussion Paper, No. 38, Universität Hamburg*.
- Homann, K. (1988): *Rationalität und Demokratie*. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.
- Hume, D. (1978): *A Treatise of Human Nature*. Oxford: Oxford University Press.
- Hume, D. (1994): *Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand*. Stuttgart: Reclam.
- International Student Initiative for Pluralism in Economics. (2014): An international student call for pluralism in economics. <http://www.isipe.net/open-letter>
- Kardorff, E. v. (1995): Qualitative Sozialforschung – Versuch einer Standortbestimmung. In U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel und S. Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (2 Hrsg.). Weinheim: Beltz.
- Keller, R. (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms* (3). Wiesbaden: Springer VS.
- Kempski, J. v. (1956): Sozialwissenschaft. In E. Beckerath (Hrsg.), *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften* (S. 617-626). Stuttgart: Gustav Fischer Stuttgart.
- Keynes, J. N. (1891): *The Scope and Method of Political Economy*. London.
- Kim, E. H., Morse, A. und Zingales, L. (2006): What has mattered to economics since 1970. *Journal of Economic Perspectives*, 20(4), 189-202.

- Kirchgässner, G. (2015): Wissenschaftlicher Fortschritt in den Wirtschaftswissenschaften: Einige Bemerkungen. *Schmollers Jahrbuch: Journal of Applied Social Science Studies/Zeitschrift für Wirtschafts-und Sozialwissenschaften*, 135(2), 209-248.
- Krätke, M. (1999): Neoklassik als Weltreligion. In Loccumer Initiative kritischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (Hrsg.), *Die Illusion der neuen Freiheit. Realitätsverleugnung durch Wissenschaft* (S. 100-144). Hannover: Offizin.
- Kromphardt, J. (2014): Der jüngste Methodenstreit: Alter Streit mit neuen Akzenten. In H. D. Kurz (Hrsg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXVIII. Die Ökonomik im Spannungsfeld zwischen Natur- und Geisteswissenschaften im Licht des jüngsten Methodenstreits* (S. 11-33). Berlin: Duncker & Humboldt.
- Kruse, J. und Lenger, A. (2013): Zur aktuellen Bedeutung von qualitativen Forschungsmethoden in der deutschen Volkswirtschaftslehre: eine programmatische Exploration. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 14(1), 105-138.
- Lakatos, I. (1974a): Die Geschichte der Wissenschaft und ihre rationalen Rekonstruktionen. In I. Lakatos und A. Musgrave (Hrsg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt* (S. 271-311). Braunschweig: Vieweg Verlag.
- Lakatos, I. (1974b): Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In I. Lakatos und A. Musgrave (Hrsg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt* (S. 89-189). Braunschweig: Vieweg Verlag.
- Lamnek, S. und Krell, C. (2016): *Qualitative Sozialforschung* (6). Weinheim: Beltz.
- Lawson, T. (1997): *Economics and reality*. London und New York: Psychology Press.
- Lawson, T. (2001): Mathematical Formalism in Economics: what really is the problem? In P. Arestis, M. Desai und S. Dow (Hrsg.), *Methodology, Microeconomics and Keynes* (S. 85-95). Abingdon: Routledge.
- Lawson, T. (2006): The nature of heterodox economics. *Cambridge journal of economics*, 30(4), 483-505.
- Lawson, T. (2012): Mathematical Modelling and Ideology in the Economics Academy: competing explanations of the failings of the modern discipline? *Economic Thought*, 1(1), 3-22.
- Loasby, B. J. (2003): Closed models and open systems. *Journal of Economic Methodology*, 10(3), 285-306.
- Lucke, B. (2006): Ablösung der Ordnungspolitik durch mathematische Methoden? *Wirtschaftsdienst*, 86(1), 7-10.
- Maeße, J. (2014): Diskursforschung zur Ökonomie. In J. Angermüller, M. Nonhoff, E. Herschinger, F. Macgilchrist, M. Reissigl, J. Wedl, D. Wrana und A. Ziem (Hrsg.), *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen* (S. 300-315). Bielefeld: transcript.

- Maeße, J. und Sparsam, J. (2017): Die Performativität der Wirtschaftswissenschaft. In A. Maurer (Hrsg.), *Handbuch der Wirtschaftssoziologie* (S. 181-195). Wiesbaden: Springer VS.
- Mäki, U. (1997): The one world and the many theories. In A. Salanti und E. Screpanti (Hrsg.), *Pluralism in Economics: New Perspectives in History and Methodology* (S. 37-47). Aldershot: Edward Elgar.
- Mankiw, N. G. und Taylor, M. (2012): *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre* (5). Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Mankiw, N. G. und Taylor, M. (2014): *Economics*. Boston: Cengage Learning.
- Mankiw, N. G. und Taylor, M. (2018): *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre* (7). Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag.
- Maurer, A. (2015): Sozioökonomie - Wirtschaft und Gesellschaft zusammen denken? Grundlagen und Perspektiven eines integrativen Zugangs zur Wirtschaft. In A. Heise und K. Deumelandt (Hrsg.), *Sozialökonomie – ein Zukunftsprojekt* (S. 55-80). Marburg: Metropolis Verlag.
- Menger, C. (1883): *Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der Politischen Oekonomie insbesondere*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Milonakis, D. (2012): Neoclassical economics. In B. Fine, A. Saad-Filho und M. Boffo (Hrsg.), *The Elgar companion to Marxist economics*. Cheltenham: Edward Elgar Publishing.
- Mirowski, P. (1991): The when, the how and the why of mathematical expression in the history of economic analysis. *Journal of Economic Perspectives*, 5(1), 145-157.
- Montuschi, E. (2014): Scientific Objectivity. In N. Cartwright und E. Montuschi (Hrsg.), *Philosophy of Social Science: A New Introduction* (S. 123-143). Oxford: Oxford University Press.
- Myrdal, G. (1976): *Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung* (2). Berlin: Dietz.
- Netzwerk Plurale Ökonomik. (2012): Offener Brief. <https://www.plurale-oekonomik.de/projekte/offener-brief/>
- Netzwerk Plurale Ökonomik. (2020): Impuls für eine zukunftsfähige ökonomische Lehre. <https://www.plurale-oekonomik.de/projekte/impulspapier/>
- Parsons, T. (1935): Sociological elements in economic thought: II. The analytical factor view. *The Quarterly Journal of Economics*, 49(4), 646-667.
- Popper, K. (2005): *Logik der Forschung* (11). Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.
- Potts, J. (2000): *The New Evolutionary Microeconomics: Complexity, Competence and Adaptive Behaviour*. Cheltenham und Northampton: Edward Elgar.

- Prim, R. und Tilmann, H. (2000): *Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft - Studienbuch zur Wissenschaftstheorie Karl R. Poppers* (8). Wiebelsheim: Quelle & Meyer.
- Quine, W. V. O. (1980): Two Dogmas of Empiricism. In W. V. O. Quine (Hrsg.), *From a Logical Point of View* (S. 20-46). Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Reddy, M. J. (1979): The conduit metaphor: A case of frame conflict in our language about language. In A. Ortony (Hrsg.), *Metaphor and Thought* (S. 284-310). Cambridge: Cambridge University Press.
- Roos, M. W. (2015): Die Komplexitätsökonomik und ihre Implikationen für die Wirtschaftspolitik. *Perspektiven der Wirtschaftspolitik*, 16(4), 379-392.
- Ross, D. (2012): Economic theory, anti-economics, and political ideology. In *Philosophy of economics. Handbook of the Philosophy of Science* (S. 241-285). Amsterdam: North Holland.
- Samuels, W. J. (1997): The case for methodological pluralism. In A. Salanti und E. Screpanti (Hrsg.), *Pluralism in economics: New perspectives in history and methodology* (S. 67-79). Cheltenham und Brookfield: Edward Elgar.
- Samuelson, P. (1955): *Volkswirtschaftslehre* (2). Köln: Bund-Verlag.
- Samuelson, P. und Nordhaus, W. D. (2010): *Volkswirtschaftslehre* (4). München: FinanzBuch Verlag.
- Sander, H. (2014): *Die Arbeitsteilung der Orthodoxie: Zur Studie "Spitzenforschung und Politikberatung" in der Wirtschaftswissenschaft aus feldtheoretischer Perspektive*. Discussion Papers, Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien, Universität Hamburg.
- Schanz, G. (1988): *Erkennen und Gestalten: Betriebswirtschaftslehre in kritisch-rationaler Absicht* (1). Stuttgart: Poeschel.
- Schlefer, J. (2012): *The Assumptions Economists make*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Seiffert, H. (1989): *Handlexikon der Wissenschaftstheorie*. München: Ehrenwirth.
- Sent, E.-M. (2006): Pleas for Pluralism. In E. Fullbrook (Hrsg.), *Real World Economic. A Post-Autistic Reader* (S. 177-184). London: Anthem Press.
- Söderbaum, P. (2009): A financial crisis on top of the ecological crisis. *real-world economics review*, 49(1), 8-19.
- Sombart, W. (1930): *Die drei Nationalökonomien: Geschichte und System der Lehre von der Wirtschaft* (2). Berlin: Stephan Geibel F. Co.
- Stilwell, F. (2016): Heterodox economics or political economy? *real-world economics review*, 74(1), 42-48.

- Thielemann, U. (2010): *Wettbewerb als Gerechtigkeitskonzept: Kritik des Neoliberalismus*. Marburg: Metropolis-Verlag.
- Thielemann, U. (2012): *Qualität, Gewinnmaximierung und Markt. Wider die Eliminierung rentabilitätsfremder Gesichtspunkte aus dem Marktgeschehen*. MeM - Denkfabrik für Wirtschaftsethik.
- Thielemann, U. (2015): *Die Zurückweisung des Wertfreiheitsanspruchs als Ausgangspunkt einer ethisch-kritischen Ökonomik*. Plurale Ökonomik Hannover Ringvorlesung "Zur Krise der Ökonomie".
- Thielemann, U. (2019). *Heterodoxie, Positivismus und Ökonomismus. Über die Vergeblichkeit der Überwindung des Neoliberalismus auf positivem Wege*. Wissen und Nichtwissen der ökonomisierten Gesellschaft. Aufgaben der Politischen Ökonomie im 21. Jahrhundert, Cusanus Hochschule, Bernkastel-Kues.
- Ziegler, B. (2008): *Geschichte des ökonomischen Denkens. Paradigmenwechsel in der Volkswirtschaftslehre (2)*. München: Oldenbourg.

